Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo

Von Ernst Wagemann





Duncker & Humblot *reprints*

Schriften

Des

Vereins für Sozialpolitik.

147. Band.

Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen.

Fünfter Teil. Die deutschen Rolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.



Verlag von Duncker & Humblot. München und Leipzig 1915.

Die deutschen Rolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo.

Von

Dr. Ernst Wagemann.

Mit 14 Abbildungen und 2 Karten.



Verlag von Duncker & Sumblot. München und Leipzig 1915. Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg Piereriche Hosbuchbruckerei Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Den Stoff zur vorliegenden Arbeit habe ich auf einer Reise von vier Monaten durch die deutschen Siedlungsgebiete von Espirito Santo gesammelt. Es wäre mir allerdings ganz unmöglich gewesen, in dieser kurzen Zeit der großen Fülle des Materials Herr zu werden, wenn ich nicht überall das größte Entgegenkommen gefunden hätte.

Auf literarische Borarbeiten konnte nur in wenigen Fällen zurück= gegriffen werden. Denn was über Espirito Santo geschrieben worden ist, bezieht sich größtenteils auf die allgemeinen Berhältnisse des Landes, die ich im ersten Rapitel skizziert habe. Es handelt sich zumeist um amtliche Publikationen, welche mir durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Staatspräsidenten zugänglich gemacht wurden. Bu er= mahnen ist ferner das bekannte Werk des schweizerischen Diplomaten und Forschungsreisenden Johann Jakob von Tschudi "Reisen durch Sudamerika", deffen erftes Rapitel im dritten Bande das wichtigfte Dokument über die Entstehungsgeschichte der deutschen Siedlungen darftellt. Über Sitten und Gebräuche der Rolonisten bringt das Buch des Pfarrers Wernicke "Deutsch=evangelisches Volkstum in Espirito Santo" manches Bertvolle; bor allem aber enthält die Erzählung des Brafilianers Graça Aranha "Chanaan" fehr anschauliche Darftellungen. Im übrigen find nur einige kleinere Schriften erschienen: Reisebeschreibungen oder Auffätze hauptsächlich kirchlichen Inhalts, von denen die Artikel des Pfarrers Grimm (früher in Zequitiba) besonders beachtenswert sind. Vorarbeiten auf gevgraphischem, meteorologischem, agronomischen, medizinischem Gebiet sind so gut wie gar nicht vor= handen, so daß ich gezwungen war, in dieser Beziehung meine fach= liche Kompeteng zu überschreiten.

Eine ganz unschätzbare Quelle stellen die Kirchenbücher dar, die fast von Anfang an mit bewundernswerter Gewissenhaftigkeit in allen Gemeinden geführt worden sind. Sie haben meinen bevölkerungsstatistischen Untersuchungen als Grundlage gedient.

VI Borwort.

Jumeist aber war ich auf eigene Beobachtungen und persönliche Mitteilungen angewiesen. Herrn Pastor Inlann in Jequitibá, der sichon seit acht Jahren in dem Lande lebt, bin ich zu besonders großem Danke verpslichtet. Das vierte Kapitel dieses Buches (Die Produktionsemethoden im Kolonistenbetriebe) ist zum größten Teil auf Grund seiner Angaben entstanden, und auch sonst hat er mir viel wertvolles Material zur Versügung gestellt; Karte II des Anhangs ist von ihm gezeichnet. Ferner habe ich den Herren Pfarrern Fischer (Santa Leopoldina), Schmidt (Campinho), Schulz (Kalisornien), Wrede (Santa Maria) meinen Dank auszusprechen, Herrn Pfarrer Fischer insbesondere deswegen, weil er mir seine Wettertabellen liebenswürdigerweise überslassen, weil er mir seine Wettertabellen liebenswürdigerweise überslassen hat. Auch ihrer Damen möchte ich hier gedenken, deren gastliche Fürsorge mir den Aufenthalt in Espirito Santo zu einer wahren Sommersrische gestaltet hat. Wenn ich mich recht erinnere, sind manche ihrer Bemerkungen auf den fruchtbaren Boden der Wissenschaft gesallen.

Wollte ich nun die Liste derer fortsetzen, die in dieser oder jener Form an der vorliegenden Arbeit mitgewirkt haben, so würde das ein schier endloses Berzeichnis ergeben. Ich darf daher nur noch des Herrn Konsuls Arens in Victoria und des Herrn C. Müller (i. Fa Franz, Müller & Co.) in Porto do Cachveiro Erwähnung tun, die mir in der liebenswürdigsten Weise behilflich gewesen sind.

Wenn ich mich bemüht habe, das von mir in Espirito Santo gewonnene Material möglichst vollständig vor dem Leser auszubreiten, zuweilen selbst auf Kosten einer flüssigen Darstellung und einer ununterbrochenen Beweisführung, so ist es einerseits in dem Gefühl geschehen, daß die Sammlung des Stoffes weit wichtiger und schwieriger war als seine Berarbeitung und anderseits in der Annahme, daß dies Buch möglicherweise auch anderen als den von mir ins Auge gesasten wissenschaftlichen Zwecken dienen könnte.

Im Mai 1915.

Ernft Wagemann.

Inhaltsverzeichnis.

<u> </u>	etti
Borwort	Ţ
Inhaltsverzeichnis	
	IX
Einleitung: Der gegenwärtige Stand ber Afflimatisationsfrage .	1
Erster Abschnitt: Land und Leute.	
Erstes Rapitel: Espirito Santo	9
1. Das Land	g
2. Die Besiedlung	10
3. Produktion und Verkehr	13
4. Politik und Finanzen	17
5. Allgemeines	20
Zweites Rapitel: Die deutschen Siedlungen	21
1. Ihr Gebiet	21
2. Das Klima des Hochlandes	22
3. Das Klima des Tieflandes	25
4. Die Gründung der Kolonie Santa Jabel	2 8
5. Die Gründung der Kolonie Santa Leopoldina	31
6. Die weitere Besiedlung; die Formen des Landerwerbs	35
7. Die Gemeindebildung	38
8. Die Topographie der einzelnen Gemeindegebiete	41
9. Ortschaften und Einzelsiedlungen	42
Drittes Rapitel: 3ahl und Junahme der Rolonistenbevölkerung	44
1. Die Zahl der deutschen Kolonisten	44
2. Geburten und Sterbefälle, absolute Zahlen	45
3. Geburten und Sterbefälle, Verhältniszahlen	4 8
Zweiter Abschnitt: Die Arbeit.	
	55
	55
	55
	57
	61
	62
	63
	65
	67
**	69
10 Der Turnus	71

Fünftes Rapitel: Die Rolonistenarbeit unter allgemeinen Gesichts.	Scite
	72
punften	72
2. Die Monofultur	74
3. Der Aleinbetrieb	75
4. Die Bittarbeit (Juntament)	77
5. Die Arbeitsleistung	79
6. Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau	80
7. Das wirtschaftliche Komitee	80
Sechstes Kapitel: Die verkehrswirtschaftlichen Satsachen	81
1. Allgemeines	81
2. Landkauf und Landpreise	82
3. Die Berschuldung	89
4. Die Bende und der Bendist	88
5. Der Wanderhandel	85
6. Die Maultiertruppe	86
7. Die Handelshäuser in Victoria und Porto do Cachoeiro	88
8. Der Kaffeehandel	89
9. Die Preise der Importartikel und der Landesprodukte	90
10. Das Handwerk	92
11. Schlußbemerkung	92
Dritter Abschnitt: Die Lebensweise.	
	0.7
Siebentes Rapitel: Die äußere Lebenshaltung	97
1. Das Haushaltungsbudget	97
2. Die Wohnung	98
3. Die Kleibung	101
4. Die Ernährung	102
5. Die Hochzeitssitten	104
6. Begräbnisbräuche	105
Achtes Kapitel: Die gefundheitlichen Verhältnisse	106
1. Der Gefundheitszustand einst und jett	106
2. Die Sterblichkeit der einzelnen Altersklassen	107
3. Die Krankheiten	108
4. Die Hygiene	111
5. Der Einfluß des Klimas	114
6. Sezualität und Che	117
Mountes Kapitel: Bildung und Charafter	119
1. Allgemeines	119
2. Die Kirche	120
3. Das Schulwesen	122
4. Die Kolonistensprache	127
5. Das Nachlaßgericht	131
6. Der Charakter der Kolonistenbevölkerung und seine Akklimatisation	137
Tabellen	140
Abbildungen.	
Rarten.	

Literatur.

Annuaire du Brésil économique, 1913, S. 666 ff.

Uranha, Graça, Chanaan, 3. Aufl.

- Bibliothèque coloniale internationale. Compte rendu v. 1909, 1911, 1912. Institut colonial international. Bruxelles.
- Bilanzen des Banco Hypothecario e Agrícola do Estado do Espirito Santo. Bolle, Karl, Beitrag zum Thema der Afflimatifation in Tropenländern. Deutsche Kolonialzeitung. 3. Band, Berlin 1886, S. 620 ff.
- Botschaften und Berichte der Präsidenten von Espirito Santo: insbesondere vom Jahre 1847, 1848, 1861, 1863, 1895, 1896, 1900, 1904, 1908, 1912, 1913.
- Constituição Política do Estado do Espirito Santo. Reforma promulgada aos 13 de Maio de 1913. Bictoria 1913.
- Diccionário prático illustrado. Novo diccionário encyclopédico luso-brasileiro. Rio de Janeiro.
- Fesca, Max, Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen, 2 Bände. Berlin 1904 und 1907.
- Ehrenreich, Land und Leute am Rio Doce (Brafilien). Berh. d. Gef. für Erdfunde zu Berlin, Bb. 13, Berlin 1886, S. 94—105.
- Fischer, Ansäge zur Bildung einer Pfarrkonferenz und eines Gemeindeverbandes in Cspirito Santo in Mittel-Brafilien. Deutsch-Evangelisch im Auslande. X. Jahrg., 8. Heft. 1911. S. 289 ff.
- Grimm, H., Deutsche Tüchtigkeit und Not in Espirito Santo. Süb= und Mittelamerika. 6. Jahrg., Nr. 18 und 19, September-Oktober 1913.
- Zur Geschichte der Pommerngemeinde Santa Leopoldina II, Jequitibá in Cspirito Santo. Deutsch=Evangelisch im Auslande. XII. Jahrg., 1. Heft. 1912. S. 1 ff.
- Handelmann, Heinrich, Geschichte von Brasilien. Berlin 1860. S. 441 ff. Hempel, Artikel in der deutsch=schlänischen Zeitung "Germania".
- Raerger, Rarl, Brafilianische Wirtschaftsbilder, 2. Aufl., Berlin 1892.
- Lamberg, Moriy, Brasilien, Land und Leute, Leipzig 1899. S. 213—232: Der Staat Espirito Santo.
- Marques, Cezar Augusto, Diccionário histórico, geográphico e estadístico da Provincia do Espirito Santo, Rio de Janeiro 1878.
- Mappa Topográphico da Provincia do Espirito Santo organisada na Inspectoria Geral das Terras e Colonisação . . . precedido de uma breve noticia sobre a mesma provincia, Rio de Ganeiro 1878.
- Monteiro, Jeronymo, Exposição sobre os negocios do Estado no quatrennio de 1909 a 1912, Bictoria 1913.
- Plaß, E. A., Die deutschen Kolonisten im tropischen Brasilien. Gartenlaube Nr. 34, 1912.

X Literatur.

Regulamento para a cobrança dos impostos municipaes. — Santa Fabel, Victoria 1905.

- Relatorio da Directoria Central de Terras e Colonisação do Estado do Espirito Santo de 1892 a 1896, Rio be Janeiro 1897.
- Riggetto, R., Lo Stato di Espirito Santo. Bollettino del Ministero degli Affari Esteri. N. generale 289, Aprile 1904.
- Sievers, Wilhelm, Süd- und Mittelamerika. 3. Aufl., Leipzig und Wien 1914. Tfchubi, J. J. von, Reisen durch Südamerika, Leipzig 1867, 3. Band, S. 1—82. Urban, Santa Jadel, die erste deutsche evangelische Gemeinde im Staate
- Giptrito Santo, Brafilien. Gut Deutsch und Evangelisch Gelevege, Heft 1.
- Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1910, Berlin 1910.
- Walle, Paul, Au Brésil. Du Rio São Francisco à l'Amazone. S. 1—44. Wanderjahre. Briefe eines Urwaldpfarrers. Bote für die christliche Frauenwelt, Nr. 28—35.
- Wappäus, J. E., Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserreichs Brasilien, Leipzig 1871. S. 1711 ff.
- Wellmann, Aller Anfang ift schwer. Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Urwaldlebens. Gut Deutsch und Evangelisch allewege, Heft 11.
- Wernicke, Hugo, Deutsch=evangelisches Volkstum in Espirito Santo. Eine Reise zu deutschen Kaffeebauern in einem tropischen Staate Brasiliens. Botsbam 1910.

Einleitung.

Der gegenwärtige Stand der Akklimati= sationsfrage.

Wie das Institut Colonial International — in seinen Sitzungen von 1909 im Haag, von 1911 in Braunschweig und 1912 in Brüssel — und der Deutsche Kolonialkongreß von 1910 festgestellt haben, ist die Ukklimatisationsfrage noch weit von ihrer Lösung entfernt. Ja, über die Fragestellung selbst ist man sich in vielen Punkten nicht einig gesworden.

Man ging davon aus, daß zwischen Akklimatisation des Individus ums und Akklimatisation der Rasse streng zu unterscheiden sei. Die dom Institut zur Bearbeitung der Frage ernannte Kommission (Mitsglieder: Hubrecht, Drhepondt, Graf Hutten Szapski und Rathgen) gelangte zunächst zu solgender Definition der beiden Begriffe: Unter Akklimatisation des Individuums sei zu verstehen "la possibilité pour un individu déterminé de s'adapter physiologiquement aux conditions du nouveau milieu, pour un terme déterminé qui peut même être la durée de son existence". Rassenakklimatisation dagegen sei "l'adaptation au climat de toute une population non seulement pour la durée de la vie des premiers arrivants, mais aussi de leur progéniture, conservant de génération en génération les qualités distinctives de leurs ascendants, sans aucun mélange de sang indigène"2.

Eine vollständige Rassenakklimatisation wäre hiernach also nur dann gegeben, wenn die in die Tropen versetzte Bevölkerung und ihre Nachkommenschaft keine physiologische oder psychologische Beränderung durch die neuen Lebensbedingungen erfahren würde. Hauptsächlich unter dem Einfluß anthropologischer Betrachtung wandte man sich aber

Schriften 147. V.

1

¹ Im übrigen auf die umfangreiche Literatur darüber einzugehen, ist hier nicht der Ort; eine Bibliographie findet sich in der Bibliotheca Geographica (Rubrik: Unthropogeographie).

² Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, €. 348.

jchließlich einer weniger strengen Definition, nämlich der folgenden, zu: Rassenafflimatisation sei "l'adaptation à un climat équatorial . . ., de manière à produire une race adaptée au nouveau milieu, modifiée peut-être quelque peu dans son organisme, mais conservant les qualités essentielles des ascendants, et qui soit en outre vivace et prolifique"3.

Dieser gemäßigtere Standpunkt war auch auf dem Deutschen Kolonialkongreß von 1910 vertreten worden; so von Nocht, der Rassensakklimatisation schlechthin definiert als die "gesundheitliche Anspassung nicht nur für die ersten Einwanderer, sondern auch für die Nachkommenschaft, so daß diese sich ohne Mischung mit eingeborenem Blut von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt".

Eine weitere Frage ist die, wieweit zu den Merkmalen der Akklimatisation die unverminderte körperliche Leistungsfähigkeit und Leistungsmöglichkeit gehört. Die Kommission kommt zu dem Schluß: "Entweder ist das Klima ein Hindernis für die Kolonisation, und dann ist dies Hindernis vollskändig und nicht auf die körperlichen Arbeiten beschränkt; oder das Klima ist kein wesentliches Hindernis, und dann zieht die Möglichkeit der Besiedlung durch Weiße auch die Möglichkeit der körperlichen Arbeit im Kolonisationsgebiet nach sich "Woch weiter geht Steudel: er sieht die Akklimatisation nur dann als vollendet an, wenn der Europäer in den Tropen ein Leben sühren kann, genau wie in seiner alten Heimat, wenn also z. B. der Kleinbauer jahraus jahrzein 10-12 Stunden schwere Feldarbeit zu leisten imstande ist".

Von andern, wie von Nocht 7, von Ziemann 8 und Dempswolff 9, wurde diese Auffassung als graue Theorie und als den Forderungen der Praxis widersprechend bekämpst.

Herrschte also schon über die Problemstellung Meinungsverschiedenheit, so zeigten sich bei der Beantwortung der Fragen die Ansichten um so mehr geteilt.

Einig war man sich zwar im allgemeinen darüber, daß Akklimatissation des Individuums durchaus möglich sei oder wenigstens, daß sie

- 3 Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 101.
- 4 Berh. des Kolonialkongresses, S. 279.
- ⁵ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 114.
- 6 Verh. des Kolonialkongresses, S. 279 (nach Nocht).
- 7 Berh. des Kolonialkongresses, S. 279.
- 8 Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 107.
- 9 Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, E. 115.

"durch hygienische Maßregeln begünstigt werden könne, und zwar so, daß der vorübergehende Ausenthalt der Europäer in den Kolonien aufshören würde, gefährlich zu sein 10". In der Frage der Rassenakklimatisiation jedoch wurde kaum in einem Punkte Übereinstimmung erzielt. Die Möglichkeit ihres Gelingens in tropischen Hochländern wurde zwar von den meisten zugegeben, von manchen aber doch — so von Steudel 11, und teilweise auch von Daenbler 12 — bestritten, und zwar unter Hinsweis auf die Schädigung des Nervenshstems durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen.

Die Frage nach den Akklimatisationsaussichten im tropischen Tiefslande blieb vollends unentschieden. Sie wurde auf Grund der vorsliegenden Erfahrungen zumeist im negativen Sinne beantwortet. Eine Reihe von Beobachtungen schienen aber wiederum dafür zu sprechen, daß unter Umständen, so bei insularem Klima (wie auf den Antillen, auf Maurice, Bourbon usw.), günstige Ergebnisse erzielt werden können 13. Daß sich Europäer selbst in tropischem Flachlande mit Kontinentalklima dauernd zu akklimatisieren verwögen, dafür scheinen die bisherigen Kolonisationsersolge im nördlichen Queensland Zeugnis abzulegen 14.

Ungelöst blieb auch die Frage, welches die eigentlichen Hindernisse der Akklimatisation seien. Wieweit spielen jedesmal die wirtschaftslichen und sozialen Umstände mit? Oder sind nur physiologische Ursachen entscheidend? Werden durch den Ausenthalt in den Tropen nur sunktionelle oder auch organische Beränderungen im menschlichen Körper herbeigeführt, und werden diese durch die physikalische und chemische Beschaffenheit der Atmosphäre (Feuchtigkeit, Wärme, Elektrizität usw.) hervorgerusen oder durch die Intensität der Sonnenstrahlen oder durch besondere Tropenkrankheiten 15?

Während die wirtschaftliche und soziale Seite des Problems überhaupt nicht näher erörtert wurde, erfuhr seine phhsiologische Seite eine eingehende, wenn auch ziemlich ergebnislose Untersuchung. Zwei ganz entgegengesetze Ansichten wurden nämlich in dieser Be-

¹⁰ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 98.

¹¹ Verh. des Kolonialkongresses, S. 329.

¹² Verh. des Kolonialkongresses, S. 336.

¹³ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 102 ff.

¹⁴ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 344ff.

¹⁵ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1911, S. 349.

ziehung vertreten: "Die einen, namentlich die Kolonialärzte, führen das Mißlingen der europäischen Kolonisation im tropischen Tieflande auf Epidemien zurück, die in diesen Gegenden endemisch sind, die ans dern, hauptsächlich die Anthropologen, schreiben den klimatischen Faktoren, insbesondere der Sonnenstrahlung, den vorwiegenden Ginfluß zu, und sehen darin das Hindernis für die Besiedlung dieser Länder durch Bevölkerungen weißer Rasse 16." Wenn die Kolonialärzte im Rechte sind, so bestehen für die tropische Kolonisation gute Aussichten bei den Fortschritten, die die Medizin in der Bekämpfung der Tropenskrankheiten bereits gemacht hat. Die Ansicht der Anthropologen dagegen stellt bei der Unbeeinflußbarkeit der klimatischen Faktoren die pessismistische Kichtung in der Akklimatisationsfrage dar.

Da aber auf beiden Seiten die vorgebrachten Behauptungen nicht bewiesen werden konnten, so mußte mit einem non liquet geschlossen werden: "Unsere Kenntnisse sind noch sehr beschränkt. Wir wissen eigentlich nur, daß die weiße Rasse bei der Anpassung an die Tropen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber wir wissen nicht, ob diese Schwierigkeiten unüberwindlich oder relativ sind¹⁷."

Im ganzen mußte man sich zu dem Eingeständnis bequemen, daß es noch an genügendem Material sehlt, um ein abschließendes Urteil zu gewinnen.

Als ein neuer kleiner Beitrag zur Ausfüllung dieser Lücke will die folgende Darstellung gelten, die sich allerdings weniger mit der phhsiologischen als mit der wirtschaftlichen Seite des Problems beschäftigt. Zedenfalls bilden die deutschen Siedlungen in Espirito Santveinen besonders interessanten Untersuchungsgegenstand für unsere Frage: Sie umfassen eine Kolonistenbevölkerung von etwa 18 000 Seelen und stellen somit die an Menschenzahl größte deutsche Kolonissation der Tropen dar. Dabei blicken sie auf eine Geschichte von sast 70 Jahren zurück; es wächst dort also bereits die dritte Ansiedlersgeneration heran. Freilich liegen die Siedlungen ziemlich weit ab vom Aquator, nämlich unter dem 20. Breitengrade, sozusagen am Kande der Tropen. Überdies besinden sie sich zumeist 400—800 m über dem Meeresspiegel. Da aber hier, wenigstens dis zu der Höhe von etwa 600 m, die durchschnittliche Jahrestemperatur mehr als 20 °C beträgt,

¹⁶ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, S. 86.

¹⁷ Institut Colonial International, Compte Rendu von 1912, E. 97.

jo kann man das Klima selbst dieser Gebiete als tropisch bezeichnen, entsprechend der Desinition des Institut Colonial International: "Die Länder, in denen die durchschnittliche Jahrestemperatur nicht unter 20° C sinkt, gehören in die Kategorie der Tropenländer 18." Wenn man jedoch die starken jährlichen und täglichen Temperaturschwanstungen in Betracht zieht, die das Klima des betreffenden Gebietskennzeichnet, so ist man geneigt, es subtropisch zu nennen. Nur ein kleiner Teil der deutschen Siedlungen liegt in Gegenden mit aussgesprochen tropischem Kiederungsklima.

¹⁸ Compte Rendu von 1911, S. 103.

Erster Abschnitt. Land und Leute.

Erstes Rapitel.

Espirito Santo.

1. Das Land 1.

Espirito Santo ist sowohl seiner Bolkszahl wie seinem Flächensinhalt nach einer der kleinsten brasilianischen Staaten. Bei seiner Lage zwischen den großen Staaten Bahia, Rio de Janeiro und Minas Geraes scheint er mehr einer Laune der Geschichte als irgendwelcher Notwendigskeit sein Dasein zu verdanken.

Sein Gebiet bildet einen 400 km langen und nicht viel mehr als 100 km breiten Streifen, der sich von 18° 5' bis 21° 28' südlicher Breite am Ostrande der großen brazilianischen Hochebene hinzieht, an den Hängen der Serra dos Uhmorés und ihrer südlichen Fortsetzungen, der Serra do Epigão und der Serra da Chibata.

Wir haben es mit einem vorwiegend bergigen, von unzähligen Basserläufen zerrissenen, dicht bewaldeten Lande zu tun, das sich im Norden nach der Küste ziemlich gleichmäßig abdacht und sich im Süben noch zu einzelnen bis zu 1400 m ansteigenden Ketten erhebt. Aussegesprochenes Flachland ist nur der ziemlich schmale Küstenstrich. Tiefer landeinwärts erstreckt sich die Ebene nördlich vom 20. Breitengrad, insbesondere am Unterlauf des Rio Doce, wo sich ein großes mit Seen und Sümpfen bedecktes Gebiet ausbreitet.

Der Rio Doce, der in Minas entspringt, in großen Katarakten die Serra dos Uhmorés durchbricht und Espirito Santo etwa in der Mitte durchschneidet, ist der größte Strom dieses Landes. Er ist bis nahe an die Grenze von Minas, jedoch mit Schwierigkeiten, schiffbar. Schiffbar sind ferner die im Süden gelegenen Küstenflüsse Santa Maria und Itapimirim; allerdings nur im Unterlauf und ohnehin nur für kleine Fahrzeuge. Der Wasserreichtum des Landes kommt dem Berskehr somit wenig zugute.

Mappa Topográphico da Provincia do Espirito Santo. — Marques,
 59 ff. — Annuaire du Brésil, S. 658 ff. — Sievers, S. 207 ff. — Walle, S. 1 ff.

Die Küstengliederung ist dagegen für die Schiffahrt ganz günstig. Jedenfalls ist die Bucht Espirito Santo, der Hafen der Hauptstadt Bictoria, trot der etwas schwierigen Einfahrt einer der besten Häfen von ganz Brasilien.

Bas die Bodenverhältniffe betrifft, fo kann man in der Saupt= sache zwei Rulturzonen unterscheiden: die Niederungen mit tropischem Charakter und das im ganzen mehr subtropische Hochland. In den Niederungen, zu denen außer dem mehr oder weniger breiten Ruftenftreifen auch die Täler der Nebenfluffe des Rio Doce gehören, herrschen für den Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr und wohl für den der meisten tropischen Produkte recht günstige Bedingungen, während im Hochlande so ziemlich alle Erzeugnisse der Subtropen und viele der gemäßigten Bone gewonnen werden können. Denn im großen und ganzen ist der Boden sehr fruchtbar. Überdies enthalten die einen großen Vorrat an kostbaren Sölzern. Wälder Besondere Erwähnung verdient der Reichtum an Jacaranda, einer Palisanderart, und an Peroba, einem zur Möbelfabrikation bortrefflich geeigneten Holze. Mineralische Schätze birgt Espirito Santo dagegen in irgendwie beträchtlichen Mengen, soweit bisher bekannt, nicht. Bu nennen wäre höchstens der Monazitsand der Küste.

Wie es aber auch um die Naturschätze des Landes bestellt sein mag: durch das Territorium sind die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung eng begrenzt. Denn ganz Espirito Santo hat einen Flächeninhalt von nur 45 000 qkm; es ist also noch lange nicht sogroß wie Bahern und nicht viel größer als Hannover oder Schlesien.

Freilich ift in Betracht zu ziehen, daß das Hinterland der an Minenschätzen so reiche Staat Minas Geraes ist. Schon jetzt wird der Hafen Bictoria ausgebaut, um als Durchgangspforte für die Ausfuhr des Erzes zu dienen, das ihm die Bahn Victoria—Diamantina zuführen wird.

2. Die Befiedlung.

Im Jahre 1535 faßten die Portugiesen als die ersten Europäer in Espirito Santo Fuß. Sie begannen ihr Siedlungswerk damit, daß sie das Städtchen Espirito Santo — das heutige Villa Velha — anslegten. Erst etwas später wurde diesem gegenüber, auf der Insel der Bucht Espirito Santo, die heutige Hauptstadt des Staates, Victoria, gegründet.

Die Kolonisation machte weiterhin nur schlechte Fortschritte2; sie wurde besonders durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen er= ichwert, die immer wieder, trop aller Gegenmaßregeln, aus den sicheren Schlupswinkeln ihrer Bälder verheerend in die Siedlungen der Beigen einbrachen. Nur dem Bekehrungseifer der Sesuiten ift es zu berdanken, daß wenigstens ein Teil der Indianer europäischer Gesittuna zugeführt wurde. Man iiedelte sie in Missions= dörfern an3, von denen die Beißen möglichst ferngehalten wurden, und befolgte überhaupt ein ähnliches Syftem wie im Zesuitenstaate Paraguah, doch ohne den dortigen Kommunismus. So erzog man sie zur Seßhaftigkeit, zum Handwerk und Ackerbau, und gewann sie zu Bundesgenoffen für den Kampf gegen die wilden Stämme des Innern. Mit der Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1758 gingen all diese Errungenschaften verloren, denn die Indianer, sich selbst überlassen, wurden bald von der übrigen Bevölkerung in die Wälder gedrängt, aufgerieben oder aufgesogen: im Jahre 1750 zählte man 40 000 zivili= sierte Indianer, im Jahre 1856 nur noch 6000.

Wie zu Anfang, so blieb die portugiesische Kolonisation aber auch dann, als sie sich auf die Missionsdörfer stügen konnte, auf die Nähe der Küste beschränkt, wo der Boden für den Andau don Zuckerrohr und Baumwolle vortrefflich geeignet war, und wo sich der auf Skladenarbeit gegründete Plantagenbetrieb, wie in Pernambuco, entstalten konnte; schon im Jahre 1662 kamen die ersten Negerskladen ins Land⁴. Auf den Umfang der Zuckerproduktion im Jahre 1817 läßt die Angabe schließen, daß es damals 76 große und 68 kleinere Zuckermühlen gab⁵.

Im Jahre 1856 hatte es Espirito Santo, wie eine Volkszählung damals ergab⁶, erst auf eine Bevölkerung von 49 000 Seelen gebracht, von denen 12 000 Sklaven und 37 000 Freie waren. Die Sklaven waren natürlich alle Neger oder Negermischlinge, während sich die freie Besvölkerung der Rasse nach wie folgt zusammensetze⁶:

² Handelmann, S. 441.

³ Das heutige Zentrum des Südens, Jtapimirim, ist zum Beispiel daraus hervorgegangen.

⁴ Marques, S. 58.

⁵ Marques, S. 83.

⁶ Marques, S. 85.

14 314 Weiße, 6 051 Indianer, 13 825 Mischlinge, 2 626 Schwarze, 36 816.

Hiernach waren also 39% der Bevölkerung Weiße; vermutlich war deren Zahl aber geringer, geben sich doch ersahrungsgemäß bei jeder solchen Zählung viele als Weiße aus, die in Wirklichkeit Misch-linge sind.

Bon den freien Erwerbstätigen waren:

9759 Landwirte, 364 Geschäftsleute, 889 Handwerker, 161 öffentliche Beamte, 22 Geistliche.

Berufliche Arbeitsteilung war also noch kaum vorhanden. Es gab 1854/1855 nur 226 industrielle und kommerzielle Betriebe. Man lebte somit in einem Zustand fast völliger Eigenwirtschaft verbunden mit etwas Exportproduktion.

Im Jahre 1859 konnte Handelmann schreiben: "Espirito Santo bildet denn auch, im Berein mit dem südbahianischen Gebiet . . . jenen Teil des atlantischen Küstenstrichs, der nach einer 300 jährigen Kolonisation noch am weitesten zurückgeblieben ist?" Wenig genug hatte man also bis dahin erreicht. Aber auch dies wenige schien die Sklavenbefreiung, die im Jahre 1831 mit dem Berbot des Sklavenhandels begonnen und 1889 vollendet wurde, wieder aus Spiel sehen zu wollen. Die alte Arbeitsverfassung wurde dadurch zerstört, und viele Plantagen gerieten infolgedessen in Berfall. Die Freigelassen zogen größtenteils fort, zerstreuten sich in die Wälder und übers ließen sich der primitivsten Form der Eigenwirtschaft.

Aber schon wuchs auf den Ruinen des alten Shstems neues Leben. Denn die Deutschen, die in den 40er Jahren einzuwandern begonnen hatten, und die in den 70er Jahren in großen Scharen kamen, sowie

⁷ S. 441.

die Italiener, die in den Jahren 1877—1895 ins Land strömten⁸, warsen sich mit großer kolonisatorischer Kraft auf die Erschließung der Bergwälder des Innern.

Heute mögen in Spirito Santo 300 000 Menschen leben 9. Das ganze Land nördlich vom Rio Doce, also etwa die Hälfte des Staatssebeits, ist jedoch noch kaum besiedelt. Hier im Norden, wo noch vollskommen unzivilisierte Indianer — die eingeborenen Uhmorés oder Botokuden — umherstreisen, gibt es nur am Rio São Matheus einige kleine Siedlungen des Herrenvolkes, das heute übrigens in der Hauptsache aus Mischlingen besteht. Reine Neger und reine Indianer sind wohl nur wenige darunter, und auch die Zahl der reinblütigen Weißen ist, wenn man von den italienischen und deutschen Kolonisten absieht, sehr gering.

Der größte Teil der Bebölkerung wohnt weit umher zerstreut in Einzelsiedlungen und winzigen Dörfern. Nach amtlicher Angabe gibt es in Espirito Santo mehr als 200 Ortschaften, darunter 12 Städte 11. Die größte dieser Städte, die Hauptstadt des Landes, Victoria, hat aber kaum mehr als 25 000 Einwohner. Sie ist zugleich der bedeutendste Haudelsplatz des Staates und Sitz einiger größerer Handelshäuser. Neuerdings hat man sie zu modernisieren gesucht; sie hat elektrisches Licht und elektrische Bahnen erhalten, und große Hafenanlagen sind, wie erwähnt, im Bau. Die zweitwichtigste Stadt ist Cachoeiro do Itapimirim, am Flusse Itapimirim gelegen. Sie ist das südliche Zentrum des Landes. Von den übrigen Städten ist hauptsächlich Porto du Cachoeiro de Santa Leopoldina mit 1200 Einwohnern zu erwähnen; es liegt am Rio Santa Maria, der in die Bucht Espirito Santo einsmündet.

3. Produktion und Verkehr.

Die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei hatte insbesondere zur Folge, daß die Zucker= und Baumwollkultur durch den Kaffeebau verdrängt wurde.

⁸ Rizzelto, S. 86.

⁹ Annuaire du Brésil, S. 667, gibt 383 569 als Bevölkerungszahl an. Wie mag man nur zu dieser Zahl gekommen sein! eine richtige Volkszählung hat nämlich nicht stattgefunden.

¹⁰ Die Zahl der Jtaliener in Espirito Santo wurde vom italienischen Konsul in Victoria im Jahre 1903 auf 35—45 000 geschäpt. Rizzelto, S. 89.

¹¹ Annuaire du Brésil, S. 667.

Im Jahre 1863 werden über den Rückgang der Zuckerproduktion im Bericht des Präsidenten Costa Pereira junior folgende Zahlen mitsgeteilt 12:

```
3 u ferau s fuhr.

1844 . . . 324 000 a (Arrobas zu 15 kg)

1845 . . . 226 000 a

1852 . . . 117 000 a

1861 . . . 22 000 a
```

Über den Kaffeebau, der in den 40er Jahren auch im übrigen Brasilien große Fortschritte machte, finden sich dagegen folgende Unsgaben:

Ra	ŤŤ	e e	a u	sfuhr.	
1845				32000	a
1852				95000	a
1861				224000	a

"Diese Tatsache scheint die Beobachtung zu bestätigen" — so heißt es darüber in dem betreffenden Bericht — "die mehr als ein Reisender in Amerika gemacht hat, daß nämlich die Zuckerkultur von allen Zweigen der Landwirtschaft der ist, der sich für die Sklavenarbeit besonders eignet." Daß sie gerade seit den 40er Jahren zurückgehe, wird in dem Bericht damit erklärt, daß der Sklavenhandel, der zwar schon früher verboten worden sei, jest erst mit strenger Bachsamkeit untersdrückt werde. Die Raupenplage, mit der die Zuckerproduzenten zu kämpfen gehabt hätten, und die Gestaltung der Marktpreise seien freislich wohl auch als verursachende Momente anzusehen.

Mit der Erschließung des Hochlandes durch die deutsche und italienische Einwanderung ist der Kaffeebau vollends zur Herrschaft gelangt. Denn in den Bergen hat er sich bisher als der lohnendste Zweig der Exportproduktion erwiesen. Im Jahre 1894 wurden schon 1,4 Millisonen Arrobas = 21 Millionen Kilogramm Kaffee aus Cspirito Santo exportiert¹³, 1912: 3 Millionen Arrobas oder 45 Millionen Kilogramm¹⁴ (aus Victoria allein: 1,9 Millionen Arrobas = 28 Millionen Kilogramm). Gegenüber der gesamten Produktion Braziliens von weit über 10 Millionen Sack (600 Millionen Kilogramm) freilich eine bers

¹² S. 43 ff.

¹³ Botschaft des Präsidenten Moniz Freire von 1895, S. 8.

¹⁴ Nach Schätzung von kompetenter Seite.

schwindend kleine Menge! Geringfügig ist heute der sonstige Export aus Espirito Santo; er beschränkt sich auf die Aussuhr von Holz, Monazitsand usw.

So hat sich der gefährliche Zustand der Monokultur entwickelt, gefährlich allerdings eigentlich nur für den Staat, die Händler, die großen Produzenten, nicht so sehr für den kleinen Kolonisten, wie wir noch zeigen werden.

Von einzelnen Rückschlägen abgesehen, hat sich jedoch der Handel dabei vortrefflich entfaltet.

Im Jahre 1863 / 1864, als der Milreis 27 Pence wert war, betrugen 15 :

		Außenhandel	Rüstenhandel	Zusammen
Ausfuhr		. 87 000	431 000	518 000 Milreis
Einfuhr		. 2000	694000	696 000 ,,
			-	1 214 000 Milreis

Der statistisch erfaßte Umsatz belief sich also damals auf noch nicht 3 Millionen Mark, der gesamte Handel schwerlich auf mehr als 5 Millionen.

Für das Jahr 1911 bei einem Kurse von 16 Pence, betrugen soweit statistisch ersaßt 16:

Nimmt man die Ausfuhr in die Nachbarstaaten hinzu, so mag sich ein Ausfuhrwert von über 25 Millionen Milreis ergeben. Nehmen wir an, daß die Einfuhr — wegen der ans Ausland abzuführenden Zinsen usw. — nur 20—25 Millionen Milreis ausmacht, so haben wir heute immerhin einen Außenhandel von etwa 50 Millionen Milreis, also von 65—70 Millionen Mark, d. h. von 200—250 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Von einer Monokultur in Espirito Santo kann natürlich nur die Rede sein, soweit es sich um die Zwecke des Exports handelt; denn neben dem Kaffeebau besteht noch eine ausgedehnte Produktion zur Befriedisgung des inländischen Konsums. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind:

¹⁵ Marques, S. 88, 89.

¹⁶ Annuaire du Brésil, S. 671; im Jahre 1912 war die Ausfuhr 31,2 Mill. Milreis.

Knollengewächse, Bohnen, Mais, Fleisch, Speck, Kase, Butter. Jedoch besteht für diese ein inländischer Markt so gut wie gar nicht. Sie sind fast nur Gegenstand der Eigenproduktion; sie werden in derselben Wirtschaft verzehrt, die sie hervorgebracht hat.

Wir haben also in Espirito Santo noch die Wirtschaftsverfassung aller Neuländer; d. h. die enge Verbindung der Eigenproduktion mit der Exportproduktion, der Hauswirtschaft mit der Weltwirtschaft. Die Zwischenstufe, die Produktion für den inländischen Markt, sehlt fast gänzlich und damit der volkswirtschaftliche Kreislauf.

Das kommt auch bei den Transportmitteln zum Ausdruck. Neben einer ganz unbedeutenden Lüsten= und Flußschiffahrt sind das Maultier und der Ochsenkarren die Vermittler des inneren Verkehrs. Ander= seits ist das Land schon durch das Dampsschiff und die Eisen= bahn an den Weltverkehr angeschlossen. Seit 1910 ist die Haupt= stadt Victoria durch den Schienenstrang mit Nictheron und da= durch mit Rio de Janeiro verbunden. Die Fahrt dorthin dauert 21-22 Stunden 17 . Die Bahn gehört einer englischen Gesellschaft, nämlich der Leopoldina Railway Co. Seit kurzem ist auch die Bahn fertiggestellt (?), die von Victoria nach Diamantina führt, und jo die Hauptstadt mit dem Gisenbahnnet von Minas Geraes verknüpft. 3m ganzen sind es 550 km Schienenwege, die das Land jest aufzuweisen hat. Die Schiffe des Lloyd Brasileiro, der einen regelmäßigen Dampfer= dienst zwischen den größeren brafilianischen Säfen unterhält, bringen den Reisenden in etwa 24 Stunden von Victoria nach Rio de Janeiro. Victoria hat auch unmittelbare Dampferverbindung mit überseeischen Pläten.

Die Organisation des Handels entspricht diesen Berhältnissen. In der Hauptstadt bestehen einige wenige größere Handelshäuser, in deren Händen sich Export und Import ziemlich konzentrieren; nur noch die Kaufleute von Porto do Cachoeiro und Itapimirim machen ihnen eine gewisse Konkurrenz. Und im Innern besinden sich eine Unzahl kleiner Händler, Bendisten genannt, die von diesen Firmen die Importartikel beziehen, um sie an die Bevölkerung zu verteilen, und die anderseits von ihren Kunden den Kasse im kleinen aufkausen, um ihn an jene weiter zu geben. Daneben besteht ein immer mehr zurücks

¹⁷ Abfahrt von Victoria 10,15 Uhr vormittags, Ankunft in Nictheron am nächsten Worgen 7,25 Uhr, dreimal die Woche hin und zurück.

gehender Wanderhandel aus Minas: von dorther wird das Land haupts sächlich mit Lieh, Sattelzeug, Tabak versorgt.

Das Kreditwesen ist wenig entwickelt. In Victoria besteht eine Filiale der London and River Plate Bank, welche im Jahre 1910 errichtet wurde. Sie hat es bereits auf über 1 Million Milreis Depositen gebracht. Für ihre Kredite nimmt sie 9—10%, bei größerem Kisiko 13—14% Zinsen. Im Jahre 1911 ist die französische Banco Hypothecario e Agricola hinzugekommen 18. Obwohl der Staat sich zu einer Zinsgarantie von 5% verpslichtet hat, sind von ihrem Kapital, dessen nomineller Betrag 10 Millionen Franken ist, nur 1 Million eingezahlt worden. Allerdings hat die Bank in Frankreich sür 40 Millionen Franken 5% ige Obligationen zum Thpus von 81 untergebracht. Sie hat das Geld zum großen Teil in Hypotheken und in indusstriellen Unternehmungen angelegt 19.

Doch scheint die Zeit für eine industrielle Entwicklung, die der Staat auch durch Steuerbefreiungen, Landschenkungen usw. zu bes günstigen sucht, noch nicht gekommen. Denn notgedrungen wird eine Industrie immer da mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wo, wie in Espirito Santo, ein innerer Markt noch kaum entstanden ist, und zwar weder ein Waren= noch ein Arbeitsmarkt.

4. Politik und Finanzen.

Espirito Santo wurde im Jahre 1534 dem portugiesischen Kolonials reich als Lehnsherrschaft, als Kapitanie einverleibt 20. Als solche wurde es von seinen Besitzern mehrsach verkauft, schließlich im Jahre 1718 vom König selbst erworben. Dieser stellte das Land unter Beamte (Capitäes Móres), die dem Generalgouverneur von Bahia untersgeordnet wurden. Im Jahre 1803 traten an die Stelle dieser Beamten Gouverneure, die vom Jahre 1809 an der Regierung in Bahia nicht mehr unterstanden, so daß Espirito Santo nun selbständige Provinz war. Bei der Verwaltungsrecht. Nach Abschaffung der Monarchie im Jahre 1889 wurde Brasilien, nach dem Muster der Vereinigten Staaten, zum Staatenbund erklärt: Espirito Santo erhielt damit

¹⁸ Annuaire du Brésil, S. 672.

¹⁹ Bilanzen der Bank.

²⁰ Wappäus, S. 1711.

staatlichen Charakter. Beim Bundesparlament ist es durch drei Senatoren und vier Deputierte vertreten.

Seine Verfassung ist wie folgt beschaffen 21: An der Spitze steht ein Präsident, der auf Grund unmittelbarer Volksabstimmung auf vier Jahre gewählt wird. Er hat weitgehende Kompetenzen. Sein Vetorecht ist recht umfassend, wenn auch natürlich nicht absolut. Ihm liegt die Ernennung der Staatsbeamten allein ob, und das Begnadigungsrecht steht ihm zu. Ja, er kann die Vudgetgesetze über das Budgetjahr hinaus zur Anwendung bringen (prorogar), "wenn der Kongreß aus irgendwelchem Grunde nicht darüber abgestimmt haben sollte". Gesetzgebendes Organ ist ein aus 25 Abgeordneten zusammengesetzter Kongreß, der nur aus einer Kammer besteht; einen Senat gibt es nicht. Der Staat ist in Munizipien gegliedert, deren Geschäfte eine Munizipalkammer führt, an deren Spitze ein (von den Vählern unmittelbar gewählter) Präfekt steht.

Wie überall sonst in Südamerika, wird auch in Espirito Santo trot aller demokratischen Prinzipien durchaus oligarchisch regiert. Es sind schließlich nur einige wenige Familien, die das Gemein-wesen beherrschen. Bezeichnend ist, daß die drei Brüder des früheren Staatspräsidenten Jeronymo Monteiro, der jett Kongreßpräsident ist, solgende Ümter innehaben: der eine ist der Bischof des Staates, der andere Staatskommissar (Director Fiscal) der französischen Bank und der dritte Bundessenator in Rio; ein vierter Bruder, der nicht mehr am Leben ist, war Präsident des Kongresses.

Auch im übrigen spielt sich das Staatsleben in derselben Art ab, wie es in den anderen südamerikanischen Republiken im allgemeinen üblich ist. Die Justiz gilt als beeinflußbar und unzuberlässig. Wenn viele Verbrechen straslos ausgehen, so liegt das allerdings teilweise an den schlechten Verkehrsverhältnissen, die auch sonst die Macht der Beshörden in hohem Grade beschränken.

Vor allem scheint es auf dem Gebiet der staatlichen Finanzen nicht immer sehr sauber zugegangen zu sein. Ich führe darüber nur eine Stelle aus dem Bericht des Präsidenten Monteiro an 22, worin dieser den Vorgänger beschuldigt, er habe beim Amtswechsel als Staatsschuld 426 000 Milreis angegeben, während sie in Wirklichkeit 1 170 000 Mil-

²¹ Constituição Politica do Estado do Espirito Santo, Victoria 1913.

²² Monteiro, S. 22.

reis betragen habe. Interessant ist auch, was in demselben Bericht über die frühere Gepflogenheit steht, fiskalische Zahlungen möglichst unpünktlich zu leisten: Man habe jett "dieses erbärmliche und versdammenswerte System beseitigt, die Staatsbeamten und die Untersnehmer öffentlicher Arbeiten an die Willkür der Regierenden zu fesseln, die sie manchmal zu beträchtlichen Abzügen zwangen, um befreundete Mittelspersonen zu begünstigen, und sie andere Male auf Zahlung endslos warten ließen, um sie zu veranlassen auf Seite ihrer Parteigänger zu treten, oder um verabscheuungswürdige Rache zu nehmen²³".

Die Staatseinnahmen sind fast ganz auf dem Kaffeeexport aufsgebaut, wie z. B. der Voranschlag für 1913 zeigt:

```
Ausfuhrzoll . . . 3,2 Millionen Milreis Stempelsteuer usw. . 0,6 ,, ,,
```

Feder Ernteausfall und jedes Sinken der Kaffeepreise bedeutet also für den Fiskus unmittelbaren Berlust. Als der Kaffeepreis von 13—20 Milreis im Jahre 1896 auf 6—10 Milreis im Jahre 1900 und 5—7 im Jahre 1904 fiel, da sanken auch die Staatseinnahmen wie folgt²⁴:

```
1896 . . . 5,4 Missionen Misreis,
1900 . . . 2,9 ,, ,,
1904 . . . 2,3 ,, ,,
```

Der Fiskus, der im Jahre 1894 eine große Schuldenlast auf sich genommen hatte, kam nun in schwere Bedrängnis. Er stand vor dem Bankrott. Der Staatskredit war vollkommen erschöpft. Doch kam es infolge gütlicher Einigung mit den Gläubigern nicht zur Katastrophe. Die Lage bessert sich wieder, und die ordentlichen Einnahmen stiegen wie folgt²⁵:

```
1908 . . . 2,7 Millionen Milreis,
1909 . . . 2,6 ,, ,,
1910 . . . 3,1 ,, ,,
1911 . . . 4,8 ,, ,,
1912 . über 5,3 ,, ,,
```

²³ Monteiro, S. 497.

²⁴ Annuaire du Brésil, S. 669.

²⁵ Nach einem nicht gedruckten Bericht der Banco Hypothecario e Agricola.

Freilich hat die Schuldenlast nicht abgenommen. Sie betrug am 23. Mai 1912: 39,2 Millionen Franken, und zwar setzte sie sich wie folgt zusammen 26:

```
auswärtige Schuld . . . 29,5 Millionen Franken, innere Schuld . . . . 9,4 ,, ,, ,, ,, ,, ,, ,, ,, 39,2 Millionen Franken.
```

Neben den Staatseinnahmen sind die Munizipaleinnahmen in Betracht zu ziehen, die hauptsächlich aus Gewerbesteuern fließen, unter denen die Bendensteuer die wichtigste ist²⁷. Die Einnahmen der besdeutendsten Munizipien waren im Jahre 1911 die folgenden²⁸:

Victoria .				$257\ 000$	Milreis,
Cachveiro d'S	štapin	nir	im	90 000	"
Santa Leopo	ldina			47 000	<i>i</i>
Santa Terefo	ì.			28000	"
Santa Fzabe	\mathfrak{l} .			21 000	"

5. Allgemeines.

Im ganzen sind die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse von Espirito Santo derart, daß sie von der entnervenden Einwirkung des tropischen Klimas Zeugnis abzulegen scheinen. Zwar ist ja auf manchen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens eine aussteigende Entwicklung zu beobachten, doch lassen sich diese Fortschritte in allen Fällen auf fremden Einfluß zurücksühren. Die Sisenbahnen sind von englischen Unternehmern gebaut, die Kreditinstitute von englischen und französischen Kapitalisten errichtet worden, und die landwirtschaftliche Produktion verdankt hauptsächlich der deutschen und italienischen Sinwanderung ihren Aufschwung. Die große Masse der einheimischen Besvölkerung aber lebt nach wie vor in den primitivsten Verhältnissen träge dahin. Sie produziert nur wenig für den Markt und begnügt sich mit einer denkbar niedrigen Lebenshaltung. Man übertreibt kaum mit der Behauptung, daß irgendein Naturvolk, das in festem Stammess

²⁶ Annuaire du Brésil, S. 672.

²⁷ Regulamento para a cobrança dos impostos municipaes. — Santa Nachel. Bictoria 1905.

²⁸ Bericht des Präsidenten von 1912.

verbande lebt, auf höherer Kulturstuse steht als die Landbevölkerung von Spirito Santo, die in tatsächlich fast völliger Anarchie, in krasser Unwissenheit und kindischem Aberglauben dahinvegetiert, sern von den Sinflüssen aller Kulturmächte und insbesondere der Staatsgewalt, die hier ohnehin dem Schlendrian und aller erdenklichen Korruption preissgegeben ist und, wenn auch mit dem Prunkgewande republikanischer und demokratischer Versassungsformen angetan, ein Schattens und Schmaroperdasein führt.

Liegt in diesen traurigen Zuständen schon die Boraussage des düstern Schicksals, welches auch dem kraftvollen und tatkräftigen deutschen Einwanderer bevorsteht? Die folgenden Ausführungen sollen die Antwort darauf geben.

3weites Rapitel. Die deutschen Siedlungen.

1. 3hr Gebiet 1.

Die deutschen Siedlungen bedecken heute eine Fläche von etwa 5000 gkm, d. h. also ein Neuntel des gesamten Staatsgebiets.

Im Norden und Often reichen sie fast an die Bahnlinie heran, die von Victoria nach Minas führt (im Norden also zugleich an den Rio Doce). Im Westen erstrecken sie sich bis an das westliche Ufer des Guandu, somit bis an die Grenze von Minas. Im Süden umfassen sie noch das ganze Tal des Jucuflusses.

Es ift also einerseits das Stromnetz der südlichen Nebenflüsse des Rio Doce: des Guandú, des Santa Joanna und des Santa Maria, und anderseits daszenige des Oberlaufs der beiden ins Meer mündens den Flüsse Jucú und Santa Maria da Victoria, die gegenwärtig das Feld der deutschen Kolonisation in Espirito Santo bilden. Sie werden es auch wohl noch lange bleiben; denn noch ist ein großer Teil dieser Ländereien entweder gänzlich unbebaut oder von der einheimischen Besvölkerung nur oberflächlich in Bearbeitung genommen.

Die Bodengestaltung ist auch im deutschen Siedlungsgebiet die für den ganzen Staat thpische. In der Hauptsache ist es stark bergiges, von unzähligen Bergströmen zerklüftetes Hochland von 300—1000 m Höhe,

¹ Siehe die Karten des Anhangs.

das einerseits nach der Rüste, anderseits nach dem Rio Doce abfällt. Das untere Tal des Santa Joanna, wie das des Guandú und des Santa Maria ist Tiefland, welches 100—300 m über dem Meeresspiegel liegt. Hier stehen der Landwirtschaft verhältnismäßig breite und ebene Flächen zur Verfügung, während im Hochlande die Täler oft nicht viel breiter sind als das schmale Flußbett, so daß die Bauernhöse kaum eine ebene Stelle aufzuweisen haben.

Die Landschaft gewährt im großen und ganzen etwa das Bild eines deutschen Mittelgebirges mit tropischer Begetation, einer Begetation, die sich zwar fast nie zur gigantischen Pracht des Urwalds am Amazonenstrome erhebt, der jedoch die Leuchtkraft der tropischen Sonne paradiesische Schönheit verleiht. Graça Aranha, einer der angesehensten brasilianischen Schriftsteller, kennzeichnet sie im Eingang seiner in Espirito Santo spielenden Erzählung "Chanaan" wie folgt:

"In jener Begend drudt die Erde eine vollkommene Sar= monie im Beltengefüge aus: der Fluß ist nicht groß und gewaltig im Sturg wie ein furchtbarer Bergstrom, die Gebirgskette fest sich nicht aus jenen Riesen zusammen, die ihr Saupt in die Wolken vergraben und bezaubernd und lockend zu düsterm Kult begeistern und zum Tode einladen wie zu einem lockenden Obdach. Der Santa Maria ist ein kleiner Sohn der Höhen, flüchtig in seinem Anfang, dann lange gehemmt durch Steine, die ihm den Weg zu fperren suchen, und von denen er sich, stöhnend vor Schmerz, mit einer furchtbaren Araftanspannung befreit, um schließlich feurig und fröhlich dahinzu= stürmen. Er entwindet sich dann einem schlichten Walde, dringt leb= haft in den Schoß der sanft gewundenen Sügel ein, die fich wohlgefällig jener lächelnden und überströmenden Wildheit hinzugeben scheinen . . . Sie erheben sich anmutig, bekleidet von runden Rasenflächen, die ihnen weich von den Suften fallen, wie eine dunkle Tunika, die jie in Liebkojungen weich und ewig einhüllt."

2. Das Rlima des Hochlandes.

Die deutschen Siedlungen werden vom 20. Breitengrade durchsschnitten, sie liegen also schon in der Tropenzone. Entsprechend der verschiedenen Höhenlage sind aber die klimatischen Verhältnisse außersordentlich mannigfaltig.

Leider sind die darüber vorliegenden Beobachtungen sehr unvollkommen. Tägliche Messungen, freilich nur mit einfachen Instrumenten, sind in den Jahren 1912 und 1913 auf dem Pfarrsitze Santa Leopoldina vorgenommen worden², der zwei Reitstunden von Porto do Cachoeiro, und zwar, wie festgestellt sein soll, 520—530 m über dem Meeresspiegel liegt. Aus den Tabellen, die im Anhang abgedruckt sind, geben wir hier folgenden Auszug:

Santa Leopoldina.

Jahr 1912.

		_				
		Tem	peratur in	°С,	Regenmeng	e Zahl
		Mitt.	Mar.	Min.	$\mathbf{m}\mathbf{m}$	der Regentage
Januar .		23	31	18	251	15
Februar .		24	30	17	339	12
März		22	30	16	279	20
April		21	28	16	103	13
Mai		20	26	14	85	10
Juni		19	27	11	117	12
Juli		18	25	11	78	6
August .		19	28	11	68	6
September		18	28	$8^{1}/_{2}$	128	12
Oktober .		20	27	10	152	16
November		24	32	18	96	10
Dezember		23	32	15	214	19
	_	21			1910	151

Differenz von Maximum und Minimum des Jahres: 231/20.

Santa Leopoldina

Jahr 1913.

		Tem	peratur in	o C	Regenmenge	gahl
		Mitt.	May.	Min.	$\mathbf{m}\mathbf{m}$	der Regentage
Januar		. 25	$33^{1}/_{2}$	16	279	19
Februar		. 24	$31^{1}/_{2}$	15	397^{3}	18
März .		. 25	32	15	5	3

² Von Herrn Pfarrer Fischer, der mir sein Material liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hat. — Ein im Schatten aufgehängtes Thermometer wurde dreimal täglich (6 a, 2 p, 6 p) abgelesen; die hier mitgeteilten Zahlen sind das arithmetische Mittel, die höchsten und die niedrigsten Werte, die in den einzelnen Monaten an den betreffenden Terminen abgelesen worden sind.

³ Die Regenmessungen sind zum Teil ausgefallen.

		Temperatur in ^o C			Regenmenge	e Zahl
		Mitt.	Mar.	Min.	$\mathbf{m}\mathbf{m}$	der Regentage
April		23	30	15	118^{3}	17
Mai		20	28	12	22^{3}	14
Juni		19	26	12	. 127 ³	14
Juli		19	26	12	51	8
August .		19	26	10	97	6
September		21	31	14	105	18
Oktober .		22	$32^{1}/_{2}$	10	150	14
November		23	33	14	170	23
Dezember		23	32	13	331	26
	_	22	-		$\overline{1852}^{\;3}$	180

Differenz von Maximum und Minimum des Jahres: $23^{1}/_{2}$ 0.

Wir sehen, die Temperatur beträgt im Jahresdurchschnitt 21 bis $22\,^{\rm o}$ C. Sie geht aber, soweit Beobachtungen vorliegen, über $33\,^{\rm o}$ kaum hinaus. Im Zeitraum 1910-1913 sind ein einziges Mal (Februar 1910) $37\,^{\rm o}$ im Schatten gemessen worden. Das Minimum betrug in den Jahren 1912 und 1913: $8^1/_2\,^{\rm o}$. Im Zeitraum 1910-1913 sind nie weniger als $8\,^{\rm o}$ beobachtet worden. Die Nächte pflegen selbst im Sommer angenehm zu sein. Über $20\,^{\rm o}$ war die Temperatur um 6 Uhr morgens:

			1912	1913
November			8 mal,	7 mal,
Dezember			11 ,,	12 ,,
Januar			20 ,,	17 ,,
Februar			15 ,,	9 ,,
März .			4 ,,	$2^{\prime\prime}$

Über 220 steigt die Temperatur des Morgens aber nur sehr selten, und zwar fast nur im Januar an einigen Tagen.

Als unangenehm schwül sind die Nächte eigentlich nur in den ersten Tagen der Hauptregenzeit zu betrachten, die mit einer Reihe täglicher Gewitter einsetzt, denen ein allgemeiner Landregen folgt. Sie umfaßt die Sommermonate November die April, wird aber von einer Periode heißer Trockenheit unterbrochen. Doch wird die Hitze eben wegen der Trockenheit, und weil sich in dieser Zeit gegen Mittag eine oft recht kräftige Seebrise aus Nordost erhebt, nicht lästig empstunden.

³ Die Regenmessungen sind zum Teil ausgefallen.

Im Winter — Mai bis Oktober — sind die Niederschläge viel geringer. Sie dauern allerdings oft tagelang an, doch ist es mehr ein Sprühregen. Von den sommerlichen Niederschlägen unterscheiden sich die der kälteren Jahreszeit auch dadurch, daß sie bei südlichen Winden erfolgen, während der Sommerregen gewöhnlich bei östlichen Winden fällt.

Die durchschnittliche Jahresmenge der Niederschläge dürfte nach den vorliegenden Zahlen 2000 mm betragen.

Auf dem Pfarrsit Kalifornien wurden als niedrigste Temperatur $6^{\,0}$, als höchste $32^{\,0}$ gemessen. An 172 Tagen regnete es, und zwar waren 63 vollständige Regentage 4 .

Um 1860 ergab sich für das Zentrum von Santa Jabel, nach den Berechnungen des damaligen Koloniedirektors, ein Jahresmittel von $18^{\,0}$ $\rm R^{\,5}.$

Nach alledem hat also das Klima des Hochlands im allgemeinen eine jährliche Durchschnittstemperatur, die erlaubt, es als tropisch zu bezeichnen; dabei sind jedoch die täglichen und jährlichen Temperatursichwankungen recht beträchtlich, so daß das Klima uns in dieser Beziehung ziemlich gemäßigt erscheint. Wie sehr es sich tropdem von dem unsrigen unterscheidet, wird uns bewußt, wenn wir bedenken, daß die kälteste Jahreszeit jener Gegend etwa unserm Spätfrühling, wenn nicht unserm Sommer entspricht.

3. Das Rlima des Tieflandes.

Durchaus tropisches Klima haben die meisten Gebiete des Tiefslands. Besonders gilt das dom unteren Tal des Santa Joanna. Die Tagestemperatur ist dort zwar nicht übermäßig hoch; 38° C oder mehr um 2 Uhr nachmittags im Schatten sind selten dorgekommen. Doch kühlt es sich in den Nächten kaum ab. Nachts um 12 Uhr sind $28-29^{\circ}$ häusig beobachtet worden; in diesem Falle pflegt das Thermometer dis zum Morgen nur auf 26° zu sinken. Im Winter herrscht meist eine weiche, milde trockene Lust, wenn auch schwüle Tage nicht selten sind. Aber selbst in dieser Jahreszeit hat man des Worgens nur ausnahmsweise

⁴ Nach den Aufzeichnungen von P. Schüler (für 1905?).

⁵ Tschudi, S. 8.

⁶ Die folgenden Angaben darüber verdanke ich Herrn Pfarrer Zylmann, der sieben Jahre in Santa Joanna verbracht hat.

— wenn überhaupt — weniger als $14-16^{\circ}$. Bei Gewittern sinkt die Temperatur übrigens oft innerhalb von 10 Minuten um etwa 8° , steigt dann aber ebenso rasch wieder.

Während im Hochland immer frisches Quellwasser zur Verfügung steht, ist hier überdies nur lauwarmes Flußwasser vorhanden, das wenig Kühlung zu spenden vermag. Im März des Jahres 1913 sind im Flusse nie weniger als 28° gemessen worden. Im Kübel geschöpstes Wasser kühlte allerdings auf 26° ab.

Was nun die Niederschläge betrifft, so kommt Sprühregen wie im Hochland nicht vor. Der Regen ist durchweg wolkenbruchartig und mit Gewitter verbunden, und zwar auch im Winter, zu welcher Jahreszeit Gewitter im Hochland nur selten sind.

Die Niederschläge pflegen sich wie folgt auf das Jahr zu versteilen: In den Monaten April bis September regnet es wenig, jedenfalls viel seltener als im Hochlande. Im Oktober seht meist eine Regenperiode von 7—14 Tagen ein. Bon da bis Beihnachten kommen nur hin und wieder kurze Gewitterregen vor. Die eigentliche Regenzeit erstreckt sich von Weihnachten bis Ende Januar oder Mitte Februar. Dann regnet es wieder in den Monaten März und April 7—14 Tage lang, bevor das relativ trockene Winterwetter beginnt.

Von Zeit zu Zeit treten Perioden absoluter Dürre auf, die wirtsschaftlich verhängnisvoll werden können. So z. B. hat es vom dritten Weihnachtstage im Jahre 1910 bis zum 5. November 1911, also mehr als 10 Monate, überhaupt nicht geregnet. (?) Das Bieh war schließelich halb verhungert und konnte nur noch im Walde, der stellenweise aber auch schon fast entblättert dastand, Futter finden.

Weniger ungünstige klimatische Verhältnisse bestehen im Tale des Guandu, obwohl die dortigen Siedlungen nicht viel höher liegen. Ich gebe die Zahlen wieder, die ich auf der Koloniedirektion des Nuclev Affonso Penna (162 m über dem Meeresspiegel) gefunden habe:

Nucleo Affonso Penna. Jahr 1911.

		Ten	iperatur in	• С	Relative Feuchtigkeit	Regen= menge	Regen=	
		Mitt.	Mar.	Min.	6.0	$\mathbf{m}\mathbf{m}$	tage	
Januar .		27,4	35	19,5	67	70	6	
Februar		29,0	40,5	18,5	61	54	4	
März .		28,1	35	18,5	67	96	8	

			Te Mitt.	mperatur i1 Mar.	n ^o C Min.	Relative Feuchtigkeit	Regen= menge mm	Regen= tage
April .			20,1	31	19,7	72	0	0
•	•	٠	20,1		,		•	U
Mai			24,9	31	16	76	12	2
Juni .			24,0	30	11	64	0	0
Juli			22,5	29	8	62	0	0
August .			23,0	30	14	64	0	0
September			24,8	33	15	63	23	5
Oktober .			25,0	34	19	61	22	$\tilde{5}$
November			29,3	32,6	22,3	63	89	3
Dezember			30,1	35	24,4	64	125	9
		_	25,7			$\overline{65}$	491	42

Nucleo Affonso Penna.

Cal.	ır	1912.
2)44	, ·	TOTE.

		.0,		Relative	
	Ten	ıperatur in	0 C	Feuchtigkeit	Barometer
	Mitt.	Mag.	Min.	0/0	$\mathbf{m}\mathbf{m}$
Januar	27	33	22	78	754
Februar .	27	32	22	72	753
März	27	31	23	7 5	755
April	?	?	?	?	5
Mai	24	29	18	79	756
Juni	22	29	15,5	81	756
Juli	20	27	13	77	758
August	21	27	16	7 6	758
September .	21	26	14	74	758
Oktober .	20	29	17,5	85	756
November .	27	33	22	74	754
Dezember .	24	26	20	7 5	753

Aus diesen Tabellen ersehen wir, daß die Jahresmenge des Niedersschlags in Affonso Benna bedeutend geringer ist als in Santa Leopoldina. Während wir auf der Höhenstation in allen Monaten Niederschläge finden, ergibt sich hier im Jahre 1911 eine Trockenperiode von 3 Monaten. Das Jahresmittel der Temperatur ist um einige Grade höher als dort. Die Differenz zwischen der höchsten und der niedrigsten Temperatur, die gemessen wurde, ist $32^{1}/_{2}$ 0.

Beitere Schlüffe aus dem vorliegenden Material zu ziehen, er=

scheint nicht geboten, da über die Instrumente und die wissenschaftliche Exaktheit der Beobachtungen zu wenig bekannt ist.

Für Victoria werden als mittlere Jahrestemperatur allgemein 230 R angegeben.

4. Die Gründung der Rolonie Santa Izabel.

Von zwei Seiten her haben sich die deutschen Siedlungen über das Land gebreitet: vom Rio Jucú und vom Rio Santa Maria da Bictoria.

Juerst ist am Jucú, etwa 30 km von der Küste entfernt, die Kolonie Santa Jabel — das war der Name der damals präsumptiven Thron≥ erbin — angelegt worden, und zwar im Jahre 1847. Die ersten deutzichen Einwanderer, die dorthin kamen, waren 38 Familien (163 Köpfe), welche vom Rhein, von den Höhen des Hunsrück stammten. Später erhielten sie Zuzug aus Rheinhessen 8.

Sie waren nach ihrer Ankunft in Riv zu Schiff nach Victoria bestördert worden, wo sie zunächst blieben und mit der Säuberung und Pflasterung des Plazes vor dem Präsidentenpalaste — gegen Lohn — beschäftigt wurden. Dann brachte man sie nach der kleinen Ortschaft Vianna⁹, die auf dem Wege zu ihrer neuen Heimat lag. 1813—1818 hatte man hier mit portugiesischen Familien aus den Uzoren eine Unsiedlung geschaffen, die nach anfänglichen Schwierigkeiten sich ganz gut entwickelte, und die nun für die deutschen Einwanderer die nächst benachbarte Ortschaft werden sollte¹⁰.

Bon Vianna endlich gelangten die deutschen Einwanderer — die Männer zu Fuß, die Frauen und Kinder mit Kanoes auf dem Rebensarme des Jucu, dem Braço do Sul — zu ihrem Bestimmungsorte, zu der Stelle, wo diese beiden Flüsse zusammenströmen. "Dort fanden sie," so erzählt Pastor Urban 11, "nur einige Duzend halbwilde Botokubenindianer mit ihren Frauen und Kindern und ihrem Aufseher, der als Dolmetscher diente, vor. Diese Botokuben hatten ein Stück Urwald gerodet und Rothütten errichtet . . . Als die Kolonisten, Bettzeug, Kochsgeschirr, Arbeitszeug, sowie Lebensmittel auf dem Kücken, ihre Kolonielose beziehen wollten, ersuhren sie zu ihrem Schrecken, daß erst die

⁷ Tschudi, S. 7.

⁸ Urban, S. 13.

⁹ Urban, S. 4.

¹⁰ Handelmann, S. 443. Tschudi, S. 6.

¹¹ S. 5ff., offenbar nach den Schilderungen älterer Kolonisten.

Bälfte der Länderstrecken abgemessen war, außerdem war für kein Waldstück Weg und Steg borhanden. Bei der Abmessung der Grundstücke waren nur die äußeren Grenzen durch einen kleinen Saumpfad (Bikade) bezeichnet worden . . . Solche Bikaden mußten sich die Gin= wanderer zunächst durch ihre Grundstücke schlagen, und zwar nach einer Stelle hin, wo ein Bächlein plätscherte, sie mußten gleichzeitig eine Berbindung mit den einzelnen Grundstücken untereinander herstellen . . . Auf der geschlagenen Bikade trugen die Rolonisten Lebensmittel und Arbeitszeug auf dem Rücken nach der Stätte ihrer neuen Heimat. Kaum hatten sie aber damit begonnen, sich hier häuslich niederzulassen, da er= hielten sie von Victoria aus den Befehl, zu ihren früheren Nothütten bei Bianna zurückzukehren. Die Indianer waren wieder in die Wildnis ge= flohen, und die Regierung befürchtete von ihnen Angriffe auf die Ansiedler . . . Polizeisoldaten mußten die Indianer erst wieder einfangen und auf mehrere Stellen verteilen ... Die Deutschen erhielten eine Zeit= lang eine militärische Schutwache. Die Wilden blieben wohl noch in der Nähe der deutschen Siedlungen und jagten ihren Bewohnern noch oft Schrecken ein, allein allmählich zogen sie sich immer weiter ins Innere zurück und ließen die Kolonisten unbehelligt."

Obwohl die deutschen Kolonisten von gebirgiger Gegend kame: und als Kleinbauern und Tagelöhner schwere Arbeit von Haus aus gewöhnt, somit für das Siedlungswerk im brasilianischen Urwald vorzüglich qualifiziert waren, obwohl auch das Klima ihrer neuen Beimat gar nicht ungunftig war, wurden fie doch im ersten Sahr von schweren Krankheiten heimgesucht. Die ungewohnte Kost — sie waren, wie sie mir erzählt haben, damals fast ganz auf schwarze Bohnen und Manniokmehl angewiesen —, die ungenügenden Behausungen, die Insektenplage vor allem, die vor der Niederlegung des Waldes sehr groß war, alle diese Dinge wirkten dahin, daß von den 163 Menschen die meisten aufs Krankenlager geworfen wurden, und daß neun von ihnen starben, wie ich dem Kirchenbuche der Pfarre zu Campinho ent= nommen habe. Als Todesurfache wird Typhus, Malaria, Gelbes Fieber angegeben. Diese Leidenszeit ging aber bald vorüber, zumal die Regierung ziemlich energisch eingriff und die Kolonisten mit ärztlicher Hilfe, Medizin und Lebensmitteln versorgte.

Überhaupt ist von Staats wegen für die Ansiedler, wenigstens im Ansang, viel getan worden, wurde die Provinz doch damals von einem ihnen sehr wohlgesinnten Bräsidenten verwaltet. Ansänglich erhielt jede Familie ein Landlos von 120 000 Duadratklaftern 12, von mehr als 50 ha also. Manche erhielt "durch Bitten, Winkelzüge, fingierte Erhschaften und dergleichen" sogar zwei, ja drei solche Grundstücke, die sie natürlich nur zum kleinsten Teil bebauen konnte. Die Gehöste wurden also viel zu groß, was ja schon der Wegeverhältnisse wegen unserwünscht war 13.

In dieser Erkenntnis ordnete die Regierung an, den neu anskommenden Einwanderern nur Flächen von $62\,500$ Duadratklastern $(25-30\,\mathrm{ha})$ zu gewähren, und zwar zum Preise von $93^3/_4$ Milreis, welcher Betrag allerdings nicht gleich bezahlt zu werden brauchte 14 .

Außer dem Lande bekamen die Kolonisten noch Geldunterstützungen, die anfänglich sehr bedeutend waren und "sie nur zum Nichtstun und zur Verschwendung verleiteten," weshalb der Betrag Ende der 50er Jahre verringert wurde. Nun erhielt die einzelne Familie je nach ihrer Kopfzahl 24—59 Milreis den Monat.

Im ganzen sind in den Jahren 1846—1863 von der Regierung für die Kolonie Santa Jzabel 261 000 Milreis ausgegeben worden 15.

Tropdem haben die Kolonisten zeitweise geradezu Hunger leiden müssen. Das erklärt sich teilweise damit, daß Absatz und Zusuhr sehr erschwert waren. Die katholische Bebölkerung von Bianna wollte nämelich den Ansiedlern aus konfessioneller Feindschaft oder aus anderen Motiven einfach keine Lebensmittel verkausen und ihnen anderseits ihre Produkte nicht abnehmen. Biel Schuld trug an dem Elend auch die anfänglich sehr mangelhafte Verwaltung. Man hatte einen seiner Aufgabe gar nicht gewachsenen österreichischen Kapuziner mit den Geschäften betraut, und dieser übertrug gar, als er abging, mit Einverständnis der Regierung seine Stelle einem gänzlich unfähigen Kolonisten 16. Vielleicht waren Unterschleise der Beamten mit im Spiele.

Die Dinge besserten sich erst, als im Jahre 1858 ein früherer preußisicher Offizier, Adalbert Jahn, Direktor der Kolonie wurde; er hat auf seinem Bosten eine sehr segensreiche Tätigkeit entfaltet 16.

Im Jahre 1860 fand Tschudi die Lage der Kolonisten ganz erträg=

¹² Marques, S. 209: 200 mal 600 Braças; Braça-Alafter.

¹³ Tschudi, S. 9.

¹⁴ Tíchubi, S. 9, 10.

¹⁵ Bericht des Präsidenten Costa Pereira jr. von 1863, S. 33.

¹⁶ Tschudi, S. 7-9.

lich. Er schreibt darüber 17: "Die älteren Kolonisten (von 1847) sind durchgehends in einer behäbigen, sorgenfreien Lage, und es wird ihrer großen Mehrheit auch das Lob fleißiger und ordentlicher Leute erteilt. Beniger günstig lautete das Urteil über eine Anzahl der später ansgekommenen, unter denen viele arbeitsscheue, dem Trunke ergebene Individuen waren."

Ihre Zahl war Ende 1860 — durch Einwanderung und natürliche Bevölkerungszunahme — auf 628 Personen angewachsen 18:

Deutsche (d	aru	nte	r	174	1	re	uße	n)						410
Schweizer														8
Franzosen														2
Sardinier														24
Brafilianer	(nd	im	lict	di	e ii	n Ł	3ra	ĵili	en	gel	or	ene	n	
Kinder de	r s	doß	on	iîte	n)									184
														628

Ende 1862 waren es 801 Personen, und zwar 424 männlichen und 377 weiblichen Geschlechts 19 . Im Jahre 1862 wurden $10\,000$ Arrobas $(150\,000~{\rm kg})$ Kaffee geerntet 19 .

1865 wurde Santa Fzabel "emanzipiert": sie unterstand nun nicht mehr einem Koloniedirektor, sondern trat unter Munizipalsverwaltung. 20.

5. Die Gründung der Rolonie Santa Leopoldina.

Während Santa Jabel eine fast rein deutsche Kolonie war, wie die eben angeführten Zahlen zeigen, wurde am Flusse Santa Maria da Victoria eine national gemischte Kolonie gegründet, die nach der zweiten kaiserlichen Prinzessin den Namen Santa Leopoldina erhielt.

Die Gründung fiel in die 50er Jahre, als die brasilianische Regiezung begonnen hatte, die Kolonisation besonders eifrig zu betreiben. Das mals wurden in den Südstaaten des Kaiserreichs zahlreiche Kolonien gesichaffen. Auch in Espirito Santo selbst, am Rio Robo, entstand eine weitere Kolonie. Doch wurden dort keine Deutschen, sondern nur eine Anzahl von Schweizersamilien angesiedelt. Über diese Kolonie beis

¹⁷ S. 14.

¹⁸ Tschudi, S. 11.

¹⁹ Marques, S. 209.

²⁰ Wappäus, S. 1721.

läufig nur einige Worte: Sie wurde 1855 von einer Privatgesellschaft ins Leben gerufen, deren schwindelhaftes Gebaren zur Folge hatte, daß die Kolonie, auf der eine heillose Wirtschaft einriß, vom Staate übernommen wurde. Sie ist später ganz gut gediehen²¹.

Santa Leopoldina ist genau ein Jahrzehnt nach der Gründung von Santa Jzabel, nämlich im Jahre 1857, angelegt worden. Sitz der Direktion wurde, obwohl an der Peripherie der Kolonie gelegen, die kleine Ortschaft Porto do Cachoeiro am Santa Maria.

Als erste Ansiedler kamen im Jahre 1857 140 Schweizer und im folgenden Jahre 222 Personen verschiedener Nationalität. Im Oktober 1860 lebten auf Santa Leopoldina 232 Kolonistensamilien mit 1003 Köpfen. Diese Zahl setze sich der Nationalität nach wie solgt zussammen 22:

Preußen	384	Holländer .		120
Sachsen	76	Schweizer .		104
Hessen	61	Tiroler		82
Badenser	27	Luxemburger		70
Holsteiner	13	Belgier		8
Nassauer	13	Franzosen .		1
Sonstige Deutsche	19	Engländer .		1
	593		•	386

In Brafilien geborene Abkömmlinge der Kolonisten: 24.

Im Jahre 1862 zählte die Kolonie 1016 Personen, und zwar 542 männlichen und 474 weiblichen Geschlechts; 320 Katholiken und 696 Protestanten²³.

Als Tichudi die Kolonie im Jahre 1860 besuchte, befand sie sich in den traurigsten Verhältnissen, woran nach ihm teilweise der an vielen Stellen schlechte, unfruchtbare Boden die Schuld trug, teilweise die Mißwirtschaft der brasilianischen Beamten. Wir geben im folgenden einige charakteristische Stellen aus Tschudis Bericht wieder, der sich durch Anschaulichkeit und Objektivität auszeichnet:

"Der Ingenieur, der den ersten Kolonisten ihre Landlose vermessen

²¹ Tschubi, S. 61 ff. Marques, S. 37. Über die gegenwärtige Lage der Kolonisten am Rio Novo ist mir nichts Genaueres bekannt; sie sind zwar evangelisch geblieben, aber sie sprechen nicht mehr deutsch, sie haben sich nämlich einer brasilianisch=evangelischen Kirchengemeinde angeschlossen.

²² Tschudi, S. 35. ²³ Marques, S. 211.

sollte, teilte, statt sich an die bestimmten Regierungsverordnungen zu halten, die Parzellen nach dem Augenmaße ab, kassierte aber dennoch die nicht unbedeutende Quote für regelmäßige Vermessungen ein. Sein Nachfolger follte dieses betrügerische, manche Unfiedler beeinträchti= gende Berfahren wieder gut machen. Er fing an regelrecht zu arbeiten, schnitt einzelnen Kolonisten ihr schon bebautes Land ab und teilte es anderen zu, jenen aber Urwald, jo daß fie die harte Arbeit des Baldumschlagens von neuem beginnen mußten. Gin dritter, der die Tochter eines preußischen Kolonisten zur Konkubine genommen hatte, beging wiederum zum Borteil einiger Begünstigten grobe Ungerechtigkeiten, kurz, es herrschte eine unbeschreibliche Willkür und Ungerechtigkeit. Bei meiner Anwesenheit in der Kolonie, drei volle Jahre nach ihrer Bründung, besaß noch kein einziger der Schweizerkolonisten seine geset= liche Parzelle von 62 500 Quadratbrazas, jeder hatte viel weniger, ein= zelne jogar nur 6000—8000 Quadratklafter, und dazu schlechten Boden 24!"

"Es ist Tatsache, daß... keine einzige Familie hätte leben können, wenn sie nur darauf angewiesen gewesen wäre, sich von den Erzeugnissen ihrer Felder zu ernähren. Selbst die Kolonisten, die schon seit vier Jahren sich dort niedergelassen und während der ganzen Zeit fleißig und tadelloß ihre Scholle bearbeitet hatten, konnten sich noch nicht von ihren Ernten ernähren und kleiden, und sie wären in der traurigsten Lage gewesen, wenn sie nicht bei den Straßen- oder anderen öffentlichen Arbeiten, oder als Gehilfen der Feldmesser Verdienst gefunden oder endlich von der Regierung direkte Geldsubsidien (Diarios) empfangen hätten ... 25"

"Die Direktion der Kolonie war von Anbeginn bis zu Anfang des Jahres 1860 eine in jeder Beziehung höchst erbärmliche. Der zeitweilige Direktor wohnte in Porto da Cachoeira, wo ein Aufnahmehaus, ein großer Kramladen und noch mehrere Bohnungen erbaut und von einem sehr gemischten Personal, größtenteils Brasilianern, bezogen wurden. Hier entwickelte sich allmählich ein abscheulicher Lasterpfuhl der Unzucht und des Betrugs, wodurch die Kolonieverhältnisse in immer tiesere Unordnung sanken. Die Regierungssubsidien wurden von den Direktoren entweder unterschlagen oder nur nach Gunst, immer aber höchst unordentlich ausbezahlt . . . Unterdessen nahmen Elend, Hunger und

²⁴ S. 22.

²⁵ S. 26. 7.

Schriften 147. V

Krankheiten unter den Kolonisten zu. Wo der Hunger durch die Tür tritt, entweicht das Schamgefühl durch das nächste Fenster. Weiber und Töchter von Kolonisten gaben sich in Porto da Cachoeira für eine oder ein paar Patacas den Brasilianern hin, um sich dafür einige Lebensmittel zu kaufen, aber um später einen von Sphilis zerfressenen Körper herumzuschleppen. Es wurden mir von durchaus redlichen, glaubwürdigen Personen wahrhaft haarsträubende Geschichten über diese Spoche der Kolonie mitgeteilt. Selbst die arbeitsamen, ordentslichen Kolonisten fristeten mit knapper Mühe ihre Existenz, da sie die ihnen noch so nötigen Unterstützungsgelder von der Regierung nur teilweise, oft monatelang gar nicht erhielten. Nur jene, die noch an den Resten ihres aus Europa mitgebrachten geringen Kapitals zehren konnten, berwochten sich ein leidliches Fortkommen zu verschaffen 26."

Tichudi verkennt freilich nicht ganz, daß auch die Kolonisten selber es an manchem fehlen ließen. So sagt er von den Holländern:

"Die Holländer waren im Jahre 1859 angekommen und befanden sich zum großen Teil durch eigenes Berschulden in der allertraurigsten Lage. Es waren durchschnittlich sehr verkommene, arbeitsscheue Individuen, die im Schmuße kast erstickten. Sie nährten sich fast ausschließelich von Mandiokamehl mit Rizinusöl und Wasser zu einem Brei zussammengekocht. Der Mangel an Reinlichkeit war bei vielen dieser Familien so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den Topf, in dem sie ihr Gericht bereitet hatten, zu reinigen, sondern für die nächste Mahlzeit wieder Farinha, Öl und Wasser zu den Resten der früheren schütteten und mit diesen kochten. Darf man sich wundern, daß bei dieser ekelhasten Nahrung der Großteil der holländischen Famislien einen jämmerlichen Anblick darbot 27 ?"

Wie die Holländer, so scheinen auch die Schweizer, obwohl Tschudi sich darüber ausschweigt, nicht gerade das tüchtigste Ansiedlermaterial gewesen zu sein, wie wenigstens von brasilianischer Seite behauptet wird²⁸. Auch die Qualität des Bodens ist von Tschudi nicht ganz richtig beurteilt worden. Sie hat sich später als besser erwiesen, als sie ansfänglich schien. Die Glaubwürdigkeit dessen, was Tschudi über die damalige wirtschaftliche und soziale Lage der Kolonisten sagt, ist jedoch nicht zu bezweiseln.

²⁶ S. 27, 8.

²⁷ S. 35. 6.

²⁸ Marques, S. 211.

Die Verhältnisse haben sich aber sehr bald gebessert. Schon der Bericht des preußischen Generalkonsuls Haupt, der 1867 veröffentlicht wurde ²⁹, klingt anders als die Darstellung Tschudis, und dieser selbst gibt in einer nachträglich zugefügten Anmerkung zu³⁰: "Ich will hier nicht verschweigen, daß die neuesten Berichte, die ich über die Kolonie Santa Leopoldina erhalten habe, etwas günstiger lauten als meine oben gegebene Schilderung. Viele Verbesserungen verdankt sie dem Eiser des seit Juni 1864 hier residierenden protestantischen Pfarrers Reuther." Auch daß der deutsche Botaniker Dr. Kudio Koloniedirektor wurde, mag zur Besserung der Verhältnisse beigetragen haben.

Man darf annehmen, daß die Pommern, die in den 70er Jahren trot des v. d. Heydtschen Restripts von 1859 in großer Zahl, zu vielen Hunderten 31, eingewandert sind, durch ihre kolonisatorische Tüchtigkeit den weiteren Fortschritt gefördert haben. Sie waren ja von Haus aus nicht gewöhnt, die Schwierigkeiten bergigen Geländes zu überwinden, aber sie waren schwer arbeitende Tagelöhner gewesen und zeichneten sich durch Genügsamkeit, Willenskraft und körperliche Leistungsfähigkeit aus. Sie bilden heute wohl die Hauptmasse der deutschprotestantischen Ansiedler in Christiv Santo. Bon Santa Leopoldina aus haben sich ihre Siedlungen nach Süden und Westen und neuerdings auch nach Norden hin, in ausgesprochenes Tiefland, vorsgeschoben.

Die Emanzipation von Santa Leopoldina erfolgte 1882^{32} . Sit der Munizips: Porto do Cachoeiro.

6. Die weitere Besiedlung; die Formen des Landerwerbs.

Was die Kolonistenbevölkerung, die in den letzten Jahrzehnten keinen nennenswerten Zuzug aus Deutschland mehr erhalten hat, doch dazu drängt, sich über immer größere Flächen auszubreiten, ist einersieits ihre natürliche, wie wir noch sehen werden, sehr starke Vermehrung, anderseits die allmähliche Erschöpfung des Bodens ihrer ursprünglichen Wohnsitze, wobon gleichfalls noch die Rede sein wird.

Der jo hervorgerufene Besiedlungsprozeß geht regellos vor sich,

²⁹ Wappäus, S. 1719.

³⁰ S. 38.

³¹ Genaue Zahlen haben mir darüber leider nicht zur Verfügung geftanden.

³² Relatorio da Directoria Central de Terras, S. 8.

obwohl man die Okkupierung von freiem Regierungsland zu bekämpfen sucht 33 .

Häufig vollzieht sich die Besiedlung in der Form, daß der Kolonist folches Land erwirbt, auf dem bereits ein Einheimischer, natürlich ohne irgendwelchen Rechtstitel, hauft. Um Landeigentümer zu werden, pflegt dieser nämlich ein sehr einfaches Verfahren anzuwenden. Da, wo es ihm gerade gut dunkt, sucht er fich ein Stud Boden aus und schlägt einige Bäume an, um damit die Grenze zu bezeichnen (wobei er ficher ift, daß fie von allen Seiten auch wirklich respektiert werden wird). Dann baut er sich von Palmblättern ein Schutzdach, worunter er zunächst wohnt, schlägt ein Stückchen Wald nieder, brennt es und pflanzt nun alles mögliche darauf: Bananen, Beide, Kaffee, Anvllengewächse, Bohnen — das alles selbstverständlich in kleinstem Magstabe. Ift die Bflanzung — nach drei bis vier Monaten — bestellt, so baut er sich eine kleine Sutte aus runden Naturhölzern, die er mit Palmblättern. zuweilen sogar mit Holzschindeln, deckt. So lebt er einige Jahre. Buweilen erweitert er den Baldschlag und vergrößert seine Pflanzung. Im allgemeinen bleibt aber der Betrieb winzig klein, und der Boden wird daher nur wenig verbraucht.

Für den deutschen Kolonisten bedeutet solches bereits in Angriff genommene, aber noch allem Anbau zugängliche Land einen vortreffslichen Ausgangspunkt für intensivere Bewirtschaftung. Der Farbige dagegen, der einerseits allerlei nur auf käuflichem Wege zu befriedigende Bedürsnisse hat, anderseits aber eine äußerst primitive Lebensweise gewöhnt ist, wird sein Besitztum gern losschlagen, um nachher tieser in den Urwald zu ziehen und wieder von vorn anzusangen. Er wird so zum Pionier der deutschen Kolonisation, wie er sich denn auf der anderen Seite mit Borliebe auf den Trümmern einer alten ausgesogenen und daher verlassenen deutschen Kolonie häuslich niederzulassen pslegt und so also auch die Kolle der Nachhut spielt. Man hat dieses sein Berhalten unfreundlicherweise mit dem des Aasgeiers verglichen.

Der Preis, der für das Land gezahlt wird, richtet sich, obwohl der Kaufgegenstand im Grunde ja nur Arbeitsleistung darstellt, nach der Dualität des Bodens, nach den Wasserverhältnissen, nach der Lage und besonders auch nach den Kaffeepreisen. Häufig beträgt er nur 70—80 Milreis für den ganzen Besitz, zuweilen aber auch 100—300: sogar 1000—2000 Milreis sind schon bezahlt worden.

³³ Monteiro, S. 163.

Hat der Kolonist das Land übernommen, so erweitert er den Wald= schlag und widmet sich der Pflanzung. An seine Bequemlichkeit kann er zunächst nicht denken; er nährt sich und hauft anfänglich fast ganz nach Beise der Ginheimischen. Auch läßt er nicht gleich vermessen, ichon weil seine Mittel nicht auszureichen pflegen. Gewöhnlich kommt es daher erst nach Ablauf mehrerer Jahre dazu, und zwar häufig erst auf amtliche Anordnung. Die Kosten trägt der Kolonist; wohl häufig wird er dabei übervorteilt, da keine festen Bermessungstagen bestehen. Überdies läuft er Gefahr, daß ihm ein Stück bebauten Landes weg= geschnitten und durch ein unbebautes Stud erset wird, da nach bestimmten Grundsätzen vermessen wird, die zuweilen mit der willkür= lichen ersten Bodenwahl im Widerspruch stehen. Möglichst dient näm= lich als die eine Grenze der Bafferlauf. Die beiden Senkrechten dazu, mit Silfe des Rompaffes festgelegt, sind die beiden anderen Grenzen. Sie werden durch Pikaden, Schneisen, bezeichnet. Die Verbindung ihrer Endpunkte ist dann die vierte Grenzlinie; zuweilen aber unterläßt man es, auch hier die Bikade zu schlagen.

Sobald der Kolonist die Bermessungskosten entrichtet hat, erhält er die Eigentumsurkunde. Die Kaufsumme, die der Fiskus noch zu bekommen hat — dieser war ja bisher der gesehmäßige Eigentümer des Bodens — wird in der Regel erst viel später bezahlt.

Die Staatsländereien versiegen allmählich. Immer mehr kommt daher für den Kolonisten die Besiedlung auf privatem Grundbesitz in Betracht. Ein Beispiel hierfür liesert die Parzellierung der Fazenda Palmeira in Uffonso Claudio am oberen Guandů. Der Fazendeiro, der ihre Bewirtschaftung nicht mehr fortsetzen konnte, bot sein Land aus und forderte 600—1000 Milreis für 25 ha vermessenen, unbehauten Waldboden. Er baute eine Kapelle und stiftete einen Stadtplatz, von dem jedermann sich ohne Entgelt ein Stück aussuchen dars, um eine Wohnung darauf zu errichten. — In Affonso Claudio, und auch sonst hier und da, sindet man deutsche Kolonisten als Halbpächter. Den Mittellosen ermöglicht es die Halbpacht, sich vor vollständiger Verproletarisierung zu bewahren und bei großer Energie sogar zu wirtsichaftlicher Selbständiakeit zu gelangen.

Zu einer planmäßigen, staatlich geleiteten Besiedlung mit deutsichen Einwanderern ist es erst ganz neuerdings wieder gekommen. Bor mehreren Jahren kaufte der Staat einigen Fazendeiros am unteren Guandú große Flächen ab und gründete darauf die Kolonie Affonso Penna. Im Jahre 1908 wurde diese dann an die Bundesregierung absgetreten. Sie ist in Lose von 50 ha eingeteilt, die bereits je mit einem primitiven Häuschen versehen stind und für 500 Milreis unter bestimmten Bedingungen — Verpflichtung zum Anbau usw. — abgegeben werden.

Obwohl die Kolonie, wie ich mich überzeugen konnte, vortrefflich angelegt ift, und obwohl die daselbst angesiedelten Einwanderer auch reichlich mit Zuschüffen bedacht worden find, hat das Unternehmen wenig, oder doch nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt. Bielleicht sind die Kolonisten, wie seinerzeit in Santa Jzabel, zu reichlich unterstütt worden. Vor allem hat es aber an der richtigen Auswahl des Einwanderermaterials gefehlt. Es waren, wie in der deutsch=brafilia= nischen Zeitung "Germania", in der Nummer vom 1. April 1911, fest= gestellt wird "Fabrik- und Gelegenheitsarbeiter, Leute, die sich ihre Landlose nicht nach der Bodenqualität aussuchten, sondern sich nach den schmuckesten Säuschen richteten, die wohlweislich auf dem schlechteften Lande gebaut waren . . . Biele sind schon unter Preisgabe ihrer sauren Arbeit weggelaufen". Ganz gegen die Bestimmung haben sich nun statt frischer Einwanderer Rolonisten der älteren Siedlungsgebiete in Uffonso Benna niedergelassen. Und diese haben sich behauptet und es bereits zu einigem Wohlstand gebracht, so daß in jener Gegend jest zwei neue deutsche Gemeinden, nämlich Guandu und Criffiume, im Aufblühen begriffen find.

7. Die Gemeindebildung.

Es wurde schon festgestellt, daß die deutschen Einwanderer teils katholischer, teils protestantischer Konfession waren.

Zuerst erhielten die katholischen Deutschen kirchliche Versorgung. So bildeten sich die Gemeinden Santa Jabel im gleichnamigen Munizip und Tirol im Munizip Santa Leopoldina. Un ihrer Spige stehen gegenwärtig deutsche, von der Stehler Mission gesandte Geisteliche (Brüder vom Göttlichen Wort). Doch umfassen diese Gemeinden, deren Sprengel sich mit dem Gebiet der betreffenden Munizipien ziemelich deckt, auch die nicht deutschsprechenden Katholiken. In den Schulen werden die Kinder der Einheimischen wie die der Eingewanderten meist zusammen unterrichtet, und auch sonst werden die Unterschiede der Nationalität und der Rasse außer acht gelassen. Da dies natürlich auch

in den Kirchenbüchern geschieht, so konnten die Deutschkatholiken statisstisch nicht erfaßt werden. Man schätzt ihre Zahl auf 5000, und zwar kommt auf jede der beiden Gemeinden etwa die Hälfte davon.

Die Protestanten in Espirito Santo wurden anfänglich von der katholischen Bevölkerung lebhaft angeseindet, man bereitete ihnen z. B. beim Kapellenbau allerhand Schwierigkeiten³⁴. Trozdem konnten sich aber dank der Toleranz der brasilianischen Regierung, die auch den Streitigkeiten zwischen den Protestanten und Katholiken energisch entgegenwirkte 35, die evangelischen Gemeinden ungehindert entfalten.

Die deutschen Protestanten in Santa Jabel erhielten im Jahre 1857, nachdem sie schon vorher von sich aus eine gewisse kirchliche Orsganisation geschaffen hatten, vom Evangelischen Oberkirchenrate ihren ersten Geistlichen³⁴. Nach dem Orte, wo sich seit den 60er Jahren die Kirche befindet, und wo ein kleines deutsches Dorf entstanden ist, nennt man heute die Gemeinde: Campinho.

Wie stark übrigens noch Ende der 50er Jahre der konfessionelle Gegensatz war, läßt sich daraus ersehen, daß der plögliche Tod der beiden ersten dorthin entsandten Pfarrer in der Gemeinde den — versmutlich unbegründeten — Argwohn wachrief, sie seien von Katholiken vergiftet worden.

Santa Leopoldina bekam im Jahre 1864 — durch Tschudis Bermittlung — ihren ersten Geistlichen von der Baseler Missionsanstalt³⁶. Im Jahre 1873 bildete sich die Gemeinde Kalifornien, und zwar in der Weise, daß aus der Gemeinde Campinho und namentlich aus der Gemeinde Santa Leopoldina ein Teil der Mitglieder austraten — Zwistigsteiten irgendwelcher Art spielten dabei eine Rolle — und sich zu einer neuen Organisation zusammenschlossen. Durch die Loslösung von einer Muttergemeinde sind gleichfalls die übrigen Gemeinden entstanden: Santa Leopoldina II, auch Jequitibá genannt, im Jahre 1879, Santa Joanna im Jahre 1903, Santa Maria im Jahre 1904.

Der Borgang ist also immer mehr oder weniger der: Eine Gemeinde nimmt an Mitgliederzahl und Gebiet derart zu, daß sich schließlich der vom Pfarrsit allzuweit abliegende Teil abspaltet, um ein eigenes Leben weiterzuführen, eine Trennung, die nicht immer vhne heftige innere Kämpfe vor sich geht.

³⁴ Urban, S. 13.

³⁵ Tíchudi, S. 13.

³⁶ Tschudi, S. 35.

Es bestehen also gegenwärtig sechs evangelische Gemeinden, wovon vier, nämlich Campinho, Santa Leopoldina, Kalifornien und Jequistibá, dem Oberkirchenrat angeschlossen sind, während zwei vom — strenglutherischen — Gotteskasten mit Geistlichen versorgt werden.

Neben den Gemeinden, die eine vollständige Organisation, inse besondere einen eigenen Pfarrer haben, gibt es nun noch solche, die zwar eine Sonderexistenz führen, aber noch nicht oder nicht mehr kräftig genug sind, um ohne Aulehnung an eine Bollgemeinde bestehen zu können. Man kann sie Filialgemeinden nennen.

Dahin gehört zunächst São João de Petropolis, auch Santa Cruz oder Santa Maria genannt, deren Mitglieder im Tale des Santa Maria do Rio Doce wohnen. Diese Gemeinde hatte früher ihre eigene Organisation, dann verlor sie aber einen Teil ihrer Mitglieder an die Gemeinde Santa Joanna und konnte sich daher nicht mehr selbständig behaupten. Heute ist sie an Santa Leopoldina angegliedert. Vintecinco de Julho, Guandú, Crissiume und Affonso Penna gehören auch in die Rategorie der Filialgemeinden; die drei letzten sind in der Vildung begriffen, während Vintecinco sich in ähnlicher Lage besindet wie Santa Cruz.

Man möchte die evangelischen Kirchengemeinden geradezu als Gebietskörperschaften bezeichnen. Zwar sind sie vor dem brasilianischen Gesetz natürlich reine Privatvereine, und in ihrem Bezirk wohnen ja auch viele Nichtmitglieder, in Campinho und Santa Leopoldina insbesondere viele deutsche Katholiken. Aber stellenweise haben wir doch durchs aus geschlossen aneinandergereihte evangelische Siedlungen, namentlich in den hochgelegenen Gebieten, besonders in Jequitibá, das man daher die Hochburg des evangelischen Deutschtums in Espirito Santo nennen kann. Und, was noch bezeichnender ist, die Gemeinde hält ihre Mitsglieder mit außerordentlich starkem Zwange umfaßt. Wer außerhalb des Gemeindeverbandes steht, heißt in schimpflichem Sinne "Demokrat" und gilt geradezu als geächtet.

Daß die Gemeinden diese Rolle spielen, erklärt sich, wenigstens teilweise, mit dem schwächlichen Charakter der Staats= und Kommu= nalgewalt des Birtvolkes. Ich wies schon auf das völlige Bersagen der Justiz hin, aber auch die Wegepolizei und viele sonstige Dinge sinden wir vernachlässigt. Wie nun ein fehlendes oder in seinen Funk= tionen gestörtes Körperorgan durch ein anderes bis zu einem gewissen Grade ersett wird, so sinden wir hier, daß die Kirchengemeinde manche

staatliche und kommunale Aufgaben an sich gezogen hat, wie z. B. das Schulwesen. Man darf wohl auch die Aufrechterhaltung der öffentslichen Ordnung hinzurechnen.

8. Die Topographie der einzelnen Gemeindegebiete 37.

Die durchschnittliche Größe der einzelnen Gebiete mag 300 bis 1000 qkm 38 betragen. Am größten sind die Gemeinden Campinho, Kalisornien und Jequitibá, am kleinsten ist Santa Leopoldina, wenn man von den Filialgemeinden absieht.

Über die Höhenlage besitzen wir leider ebensowenig wie über die Größe genauere Angaben. Am höchsten liegen im allgemeinen wohl die Siedlungen von Zequitibá, deren Pfarrsitz schon sich etwa 700 m über dem Meeresspiegel besindet. Kalisorniens Pfarrsitz soll 600 m, seine Siedlungen sollen 500—800 m hoch liegen. Der Pfarrsitz Santa Leopolsdinas besindet sich in einer Meereshöhe von etwas über 500 m, der von Campinho in einer solchen von 450 m; die Siedlungen im allgemeinen mögen eine Höhenlage von 300—500 m haben. Nur etwa 100—400 m über dem Meeresspiegel, also im Tiefland, besinden sich die Gemeinde Santa Joanna und die Filialgemeinden Guandú, Crissiume, São João de Petropolis, Vintecinco.

Der Bodengestaltung nach unterscheiden sich die Gemeindegebiete des Hochlandes kaum voneinander. Sie werden alle von hohen, oft steilen Bergen und mehr oder weniger engen Tälern gebildet. Um ungünstigsten ist in dieser Beziehung wohl Santa Leopoldina gestellt, wo im allgemeinen nur sehr enge Schluchten für den Andau verfügbar sind. In den Tieflandsgemeinden dagegen sind die Täler ziemlich weit, und die Berghänge fallen weniger steil ab.

Auch die Qualität des Bodens ist wohl am schlechtesten in Santa Leopoldina und am besten im Tieflande; das Guandutal insbesondere soll recht begünstigt sein. Doch sehlen uns auch über diesen Punkt nähere und zuverlässige Angaben.

Was nun die Verkehrsverhältnisse betrifft, so sind in dieser Hinsicht die alten Kolonien besonders bevorzugt. Campinho, dessen Pfarrsitz etwa 30 km von der Küste entsernt ist, läßt sich heute von der

³⁷ Siehe die Karten im Anhang.

³⁸ Die deutschen Marken waren 100—700 qkm groß. Schmoller, Grundzriß, I, S. 261.

Hauptstadt her mit der Bahn erreichen, die freilich nur an seine Peripherie heranführt. Der Schnellzug braucht bis zur Station Germania $1^3/_4$ Stunden, der Personenzug etwas über 2 Stunden.

Santa Leopoldina ist mit Victoria durch den bis Porto do Cachoeiro schiffbaren Santa Maria verbunden. Die Bootsahrt dauert stromabwärts 12 Stunden. Für den Personenverkehr kommt hier noch die Eisensbahn in Betracht, die allerdings nicht ganz nach Porto do Cachoeiro sührt, aber den Santa Maria unterhalb des Städtchens schneidet. Unter Benutzung des Reittiers und der Bahn ist der ganze Weg in 5 Stunden zurückzulegen.

Eisenbahnverbindung kommt im übrigen höchstens für die Sied-Lungen am unteren Guandú in Betracht. Alle anderen Teile des deutschen Kolonisationsgebiets sind nur mit dem Reittier zu erreichen.

9. Ortschaften und Einzelsiedlungen.

Bei weitem der größte Teil der Deutschen von Espirito Santo wohnt über das Land hin verstreut in lauter Einzelsiedlungen; nur einige Hunderte wohnen in Ortschaften konzentriert, so daß es deren im ganzen Gebiet der deutschen Kolonisation nicht mehr als drei gibt.

In Santa Leopoldina haben wir das Städtchen Porto do Cachoeiro, das schon vor der deutschen Einwanderung bestand, das aber erst das nach einige Bedeutung gewonnen hat. Von hier aus werden heute nicht nur die meisten deutschen, sondern auch viele italienische Kolosnisten im Innern mit Waren versorgt. Das Städtchen ist der Sitz einer Munizipalkammer und hat eine katholische (aber noch keine protestanstische) Kirche. Seine Einwohnerschaft soll 1200 Seelen zählen, von denen aber nur der kleinere Teil Deutsche sind. Freilich spielen gerade diese bie führende Rolle; Handel und Gewerbe liegen in ihrer Hand, fast alle sind also Händler und Handwerker. Einige der deutschen Kausleute haben es zu beträchtlichem Vermögen gebracht.

Im älteren Kolonisationsgebiet, in Santa Jabel, gibt es zwei, dafür aber sehr kleine Ortschaften: Campinho und Santa Jabel.

Campinho ist durch seine Lage und als Sitz der protestantischen Pfarre und Kirche zum kommerziellen Mittelpunkt der gleichnamigen Gemeinde geworden. Durch die seit 1910 in einer Entsernung von kaum einer Reitstunde vorbeisührende Eisenbahn hat es wohl an Bedeutung gewonnen. Es zählt 100—120 Einwohner, und zwar 20 Haushaltungen.

Im Jahre 1913 waren, wie ich feststellen konnte, außer dem Pfarrer und einem Musiklehrer dort ansässig:

- 6 Händler (Bendisten), wobon einer zugleich Bäcker und einer zugleich Gastwirt war;
- 6 Handwerker (2 Sattler, 1 Schuster, 1 Klempner, 1 Zimmersmann und Maurer, 1 Goldschmied);
- 2 Gastwirte, von denen einer zugleich Landwirt und übrigens ein mit einer Deutschen verheirateter Brasilianer war;
- 1 Bote, zugleich Steuereinnehmer;
- 1 Tagelöhner (Brasilianer);
- 1 Kolonist, wenige Minuten bom Orte wohnhaft.

Während Campinho nur von protestantischen Deutschen bewohnt wird (mit 1—2 Ausnahmen), leben in der dritten der zu erwähnenden Ortschaften, in Santa Jzabel, welche Sitz einer Munizipalkammer und einer katholischen Pfarre und Kirche ist, nur Katholiken, und zwar Brasilianer neben Deutschen, zusammen 200—300 Einwohner. Ihre Berussangehörigkeit ist ähnlich wie in Campinho. Hier leben also ebensowenig wie dort deutsche Kolonisten, sondern fast nur Handwerker und Händler.

Alls Dörfer könnte man sie demnach beide nicht bezeichnen, wenn man hierunter (mit Schwoller) versteht "das enge Zusammenwohnen von einer Anzahl Ackerbauer, Fischer, ländlicher Tagelöhner usw., die höchstens einige Handwerker und andere Elemente (Geistliche, Schullehrer, Krämer) unter sich haben".

Die deutschen Kolonisten sind alle ohne Ausnahme nach der Hofverfassung angesiedelt, d. h. jede Kolonistensamilie wohnt isoliert inmitten ihrer Weiden und Pflanzungen. Das Haus des nächsten Nachbarn pflegt eine viertel Reitstunde mehr oder weniger entfernt zu liegen.

Diese Tatsache ließe sich jedenfalls nicht für die Auffassung Meitzens ins Feld führen, nach welcher nicht die Einzelsiedlung, sondern das Dorfschtem dem germanischen Bolkscharakter entspricht. Sie steht mehr im Einklang mit der älteren Borstellung, wonach die Einzelhöse das Ursprüngliche und daher immer da anzutreffen sind, wo keine besonderen Umstände vorliegen, wie die Notwendigkeit durch dichteres Zusammenwohnen die Berteidigung gegen äußere Feinde zu erleichtern. Bielleicht ergibt sich die Dorsverfassung auch da, wo Viehzucht und

Nomadentum den Ausgangspunkt der Wirtschaft bilden, was bei den Kolonisten eben nicht der Fall gewesen ist.

Natürlich wird die Einzelsiedlung dadurch sehr begünstigt, daß das Gelände hügelig ist. Doch haben sich auch in den deutschen Gemeindegebieten des Tieflands keine Ortschaften gebildet. Der künstlich geschaffene Stadtplat Affonso Penna kann nicht dazu gezählt werden, zumal hier nur ein paar deutsche Familien leben, nachdem mehrere wieder fortgezogen sind. Dagegen sinden sich in dieser Gegend eine ganze Reihe nichtdeutscher Ortschaften.

Ich nenne nur Patrimonio de São Francisco mit 3 Bendisten und 6 Landwirten und Figueira mit 170—200 meist italienischen Einswohnern, und zwar 10—12 Bendisten, 2 Bäckern, 1 Schneider, 1 Schmied, 1 Arzt, 1 Apotheke und 1 Kaffeeausbereitungswerk.

Drittes Rapitel.

Zahl und Zunahme der Kolonistenbevölkerung.

1. Die Zahl der deutschen Rolonisten.

Eine allgemeine statistische Exhebung über die Zahl der Deutschen in Espirito Santo hat bisher noch nicht stattgefunden. Nur in einzelnen Gemeinden ist gelegentlich die Kopfzahl festgestellt worden; in Santa Maria wurden im Jahre 1913 gezählt: 703 Konfirmierte und 650 Nichtkonfirmierte, zusammen 1353 Personen, die sich auf 221 Fazmilien verteilten. Auf die Familie kamen also 6,01 Köpfe. (Diese Zählung bezieht sich übrigens nicht auch auf die Filialgemeinden.)

Für die übrigen Gemeinden besitzen wir für 1913 nur die genaue Bahl der Mitglieder und damit der Familienoberhäupter, also auch der Familien. Wir werden aber nicht sehr weit sehl gehen, wenn wir diese Bahl mit sechs multipliziert als die gesamte Kopfzahl der Gemeinden ansehen. Nur bei den neueren Gemeinden, zu denen noch viele junge Chepaare gehören, dürste es angezeigt sein, eine geringere Zahl der Familienmitglieder anzunehmen; hier dürste daher die Multiplikation mit fünf genügen. In diesem Fall befinden sich Santa Joanna und die Filialgemeinden Santa Cruz und Bintecinco; dafür mag aber die Zahlenstärke der Familien bei dieser oder jener der älteren Hauptsgemeinden auch größer sein.

Ehen, aus denen zehn, zwölf und mehr Kinder hervorgehen, sind keine Seltenheit; die Kinder lösen sich aber früh vom Elternhause los und schreiten zur Familiengründung¹, so daß die Kopfzahl der einzelnen Familie verhältnismäßig gering bleibt.

	Mii	tgliederzahl Ko p izahl
Jequitibá	•	$450 \times 6 = 2700$
Santa Maria		$370 \times 6 = 2200$
Campinho		$319 \times 6 = 1914$
Kalifornien		$318 \times 6 = 1908$
Santa Joanna		$263 \times 5 = 1315$
Santa Leopoldina .		$150 \times 6 = 900$
Santa Cruz		$60 \times 5 = 300$
Vintecinco de Julho		$60 \times 5 = 300$
-]	990 11 537

Dazu kommen nun noch 500, wenn nicht 600 bis 700 Sabbatisten — von denen die meisten am Guandú leben —, und 5000 Katholiken 2. Die Schweizer und Holländer, einige Hunderte an der Zahl, die in der obigen Tabelle mit eingeschlossen sind, brauchen wir anderseits nicht abzurechnen, weil sie sich an das deutsche Element eng angeschlossen haben und teilweise damit verschmolzen sind.

Wir gelangen also zu dem Ergebnis, daß gegenwärtig in Espirito Santo 17 000—18 000 Deutsche leben. Wenn wir ganz vorsichtig sein wollen, so können wir — in der Befürchtung, daß die Schähung, bestreffs der deutschsprechenden Katholiken zu hoch gegriffen sei — sagen, daß die Zahl der Deutschen in Espirito Santo mindestens 16 000 beträgt und sich schwerlich über 18 000 erhebt. Wer eine bündige Antwort verslangt, dem kann man als Zahl der deutschen Protestanten 12 500 und als Zahl der deutschen Katholiken Sooo angeben.

Es leben also immerhin in Espirito Santo so viele Menschen deutscher Abstammung wie in all unseren Schutzebieten zusammensgenommen.

2. Geburten und Sterbefälle; absolute 3ahlen.

Von größerem Interesse als diese Zahl selber ist ihre Entstehung. Allerdings habe ich über die Einwanderungsziffer keine Angaben er-

¹ Über das Heiratsalter siehe Kapitel VIII, 6.

² Nach Angaben der katholischen Geistlichen in Santa Jabel und Tirol.

langen können. Um so wertvolleres Material habe ich dafür über die Geburts- und Sterbeziffer in den Kirchenbüchern der protestantisichen Gemeinden gefunden, die fast durchgängig sehr sorgfältig geführt sind und daher für unsere Zwecke eine unschätzbare Fundgrube bilden.

Betrachten wir zunächst die absolute Zahl der Geburten (genauer: der Taufen, denn nur diese finden sich verzeichnet):

Jahr	Cam= pinho	Santa Leopol= dina	Jequi= tibá	Rali= fornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vinte= cinco de Julho
V. 1000								
bis 1860	73				_	_	_	_
1861 - 1870		309		_	_			_
1871—1880	292	1376	32					
1881 - 1890	392	852	1041	121	_		_	!
1891 - 1900	459	758	1497	489	116			_
19011910		498	$\bar{1}343$	734	211	312	450	
1911	82	42	115	81	19	87	95	<u> </u>
1912	67	4 8	113	102	18	103	94	
	2314	3897	4141	1527	364	502	639	250

Geburten3.

Bergleichen wir damit die Zahl der Sterbefälle (genauer: der kirchlichen Begräbnisse):

Jahr	Cam= pinho	Santa Leopol= dina	Jequi= tibá	Rali= fornien	Santa Cruz	Santa Joanna	Santa Maria	Vinte= cinco de Julho
bis 1860	34			1	1			
1861—1870		74			_			
1871—1880		$20\overline{6}$	2	_				
1881—1890		145	208	15	<u> </u>			
1891—1900		191	251	74		_	_	_
1901—1910		83	308	137	49	64	63	_
1911	9	5	25	6	4	23	16	_
1912	16	4	18	19	3	14	14	—
	544	708	812	251	56	101	93	50

Sterbefälle4.

Diese Tabellen liefern uns zunächst einen gewissen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der einzelnen Gemeinden:

³ Über die Einzelheiten siehe Tabelle V des Anhangs.

⁴ Über die Einzelheiten siehe Tabelle VI des Anhangs.

Wir sehen, daß die Gemeinde Campinho von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen ist.

Santa Leopoldina nimmt dagegen seit den 80 er Jahren an Gesburtenzahl ab, was teils auf Spaltung, teils auf Abwanderung zurückszuführen ist. Daß die Zahl der Todesfälle in den 90 er Jahren wieder zunimmt, hängt damit zusammen, daß damals eine Gelbfieberepidemie herrschte.

Jequitibas Ziffern beginnen erst im vorigen Jahrzehnt zurudzu= geben.

In Kalifornien wiederum nehmen sie zu, ebenso in den jüngeren Gemeinden mit Ausnahme von Santa Cruz, wo in den letzten Jahren eine Verminderung eingetreten ist.

Betrachten wir nunmehr die Zahlen in ihrer Gesamtheit, nachdem wir sie der Größe nach geordnet haben:

	Geburten	Tobesfälle	Verhältnis der beiden Zahlen %
Sequitibá	4 141 3 897 2 314 1 527 639 502 364 250	812 708 544 251 93 101 56 50	20 18 24 16 15 20 16 20
	13 634	2615	19

Wir können annehmen, daß die hier wiedergegebenen Aufzeichsnungen über die Geburtenzahl der Wirklichkeit annähernd entsprechen. Allerdings wird man gut tun, die don uns gefundene Summe etwas zu erhöhen, da wahrscheinlich in der ersten Zeit nicht alle Geburten eingetragen worden sind. Wir können aber immerhin als sicher ansnehmen, daß seitdem die deutschedangelischen Kolonisten nach Espirito Santo gekommen sind, etwa 14 000 Geburten unter ihnen stattgefunden haben.

Weniger sorgfältig sind früher wahrscheinlich die Sterbefälle einsgetragen worden, so daß wir 3000 als ihre wahrscheinliche Zahl anssehen können. Vielleicht muß diese sogar noch höher angesetzt werden.

Die protestantische Bevölkerung hat sich also um $10\,000-11\,500$ Köpfe vermehrt, seitdem sie in ihrer neuen Heimat lebt. Da ihre Kopfzahl heute vermutlich $12\,000-13\,000$ beträgt, so wird sich die Einswanderung, aus der sie hervorgegangen ist, auf 1500-2500 Seelen belaufen haben.

Setzen wir für die 5000 Katholiken dieselben Zahlenverhältnisse ein, so ergibt sich, daß unter ihnen etwa 5500 Geburten und etwa 1200 Sterbefälle stattgefunden haben, und daß ihrer etwa 600—1000 einsgewandert sind.

Für alle Deutschen Cspirito Santos können wir somit folgende Zahlen annehmen:

Geburten .				19000
Sterbefälle .				4 000
Vermehrung				15000
Einwanderun	ıg			2500
Gesamtzahl				17 500

Weitgehende Schlüsse dürfen wir aus diesen Zahlen freilich nicht ziehen, denn sie beruhen ja teilweise nur auf Vermutung. Vielleicht kommen z. B. die folgenden der Wahrheit näher:

Geburten			18000
Sterbefälle			4500
Vermehrung .			13500
Einwanderung			3 000
Gesamtzahl .			16500

Immerhin hätte sich auch in diesem Falle die Bevölkerung in 30—65 Jahren durch ihre natürliche Vermehrung mehr als versünfsfacht. Wie dem auch sei, die Zahlen reden deutlich von der außersordentlich günstigen Gestaltung der Geburtens und Sterbeziffer.

3. Geburten und Sterbefälle; Verhältniszahlen.

Stellen wir nun die Geburten= und Sterbeziffern der Bevölke= rungszahl gegenüber 5:

⁵ Die Filialgemeinde Vintecinco bleibt im folgenden unberücksichtigt, da es bei dieser Aufstellung keinen Wert hätte, die nur vermuteten Zahlen anzuführen.

Geburten.

	Fami=	Per= fonen	Geburten im Durchschnitt der Jahre							
Gemeinde	lien		1912	1911 bis 1912	1908 bis 1912	1901 bis 1910	1891 bis 1900	1881 bis 1890		
Campinho	319 150 450 318 370 60 263	1 914 900 2 700 1 908 2 200 300 1 315	67 48 113 102 94 18 103	75 45 114 92 94 18 95	78 43 110 83 78 18 ⁶ 70	73 50 134 73 64 21 35	46 76 150 49 — 19	39 85 104 15 —		
	1930	11 237	545	533	480	4 50	340	243		

Sterbefälle.

	Fami= lien	Per= fonen	Sterbefälle im Durchschnitt der Jahre								
Gemeinde			1912	1911 bis 1912	1908 bis 1912	1901 bis 1910	1891 bis 1900	1881 bis 1890			
Campinho	319	1 914	16	13	12	13	10	9			
Santa Léopoldina	150	900	4	4	7	9	19	15			
Jequitibá	4 50	2 700	18	22	26	31	25	21			
Kalifornien	318	1 908	19	13	15	14	7	2			
Santa Maria	370	2 200	14	15	14	.11	_				
Santa Cruz	60	300	3	3	36	. 5		_			
Santa Joanna .	263	1 315	14	18	15	7					
	1930	11 237	88	88	92	89	61	47			

Obwohl es sich ja um recht kleine absolute Zahlen handelt, so zeigen sie doch ziemliche Regelmäßigkeit, und zwar selbst soweit sie sich auf die einzelnen Jahre und die einzelnen Gemeinden beziehen. Wir glauben daher auch, daß wir die Geburten= und Sterbezahlen des Jahres 1912 unseren Berechnungen zugrunde legen können, ohne bestürchten zu müssen, daß wir in diesem Falle mit bloßen Zufalls= größen operieren. Wir sind gezwungen, uns zur Gewinnung der prozentualen Geburtenziffer auf dieses Jahr zu beschränken, da wir nur für dieses auch die Kopfzahl der Bevölkerung genauer kennen.

Es ergibt sich nun die bedeutsame Tatsache, daß im Jahre 1912 unter 1000 evangelischen Deutschen in Espirito Santo 48,5 Menschen geboren wurden, und nur 7,8 starben. Auf jede 3. bis 4. Familie kam eine Geburt und nur auf jede 22. ein Todesfall. Das Berhältnis der

Schriften 147. V.

⁶ Da mir die Zahlen hierfür nicht mehr zur Hand waren, habe ich die für 1911 bis 1912 dafür eingefest.

Geburten zu den Todesfällen war 6:1, und die jährliche Zuwachserate 4 %.

Das sind unerhörte Zahlen! Man ist fast geneigt, an ihrer Richtigkeit zu zweiseln; doch finden wir sie bestätigt, wenn wir die Einwanderungsziffer, die 2500—3000 Seelen betragen haben dürfte, mit der jetigen Zahl der Kolonistenbevölkerung vergleichen, die sich auf 17 000—18 000 Köpfe beläuft. Sine genauere Probe auf das Exempel liegt im folgenden: Mitte der 80 er Jahre wurde die Kolonistenbevölkerung auf 5000—6000 Seelen geschätzt. Bei einer Zuwachsrate von 4 % nun hätte sie sich in 30 Jahren auf 16 217—19 460 Seelen vermehren müssen, was ja mit meiner Schätzung übereinstimmt. Ich glaube nicht, daß an vielen anderen Stellen der Erde etwas Ühnliches zu beobachten ist; ich möchte sogar annehmen, daß dies der einzige nachweisbare Fall so günstiger Bevölkerungsziffern ist.

Geburtenziffern von $50\,^{\circ}/_{00}$ und darüber sind zwar keine Seltenheit. Sie sinden sich z. B. auf Java, in manchen Teilen Rußlands und Indiens; sie sind aber gewöhnlich mit einer außerordentlich hohen Sterbeziffer gepaart. Die Sterblichkeit pflegt sonst nur in Ländern hochentwickelter privater und öffentlicher Hygiene, wie in den westeuropäischen Staaten, gering zu sein. Nach den neuesten Ausweisen ist sie gegenwärtig am niedrigsten in den Niederlanden. Aber auch dort betrug sie im Jahre 1912 noch $12,3\,^{\circ}/_{00}$, bei uns in Deutschland sogar $15,6\,^{\circ}/_{00}$. Überdies pflegt in diesen Staaten die Geburtenziffer zwischen 25 und $30\,^{\circ}/_{00}$ zu liegen. Sie belief sich 1912 in Deutschland auf $28,3\,^{\circ}/_{00}$, so daß sich ein Bevölkerungsüberschuß von $1,3\,^{\circ}/_{0}$ ergab. Sine Juwachsrate von $2\,^{\circ}/_{00}$ muß schon als etwas Außerordentliches gelten. Sine Junahme von $4\,^{\circ}/_{00}$ gar ist man geneigt, ins Märchenland zu verweisen. Und doch ist die Richtigkeit der Jahl, wie ich wiederhole, nicht zu bezweiseln.

Fraglich möchte einem allerdings auf den ersten Blick erscheinen, ob die starke Zunahme nicht nur eine Folge des besonderen Alterse aufbaus ist, ob sie nicht einfach damit zusammenhängt, daß sie sich auf eine Einwanderergruppe bezieht, bei der die höheren Altersklassen sehlen. Dieser Fall liegt aber durchaus nicht vor; wir können viels

⁷ Bolle, Kolonialzeitung, 3. Bb., S. 626.

⁸ Stutig könnte einen noch die geringe durchschnittliche Kopfzahl der Familien machen. Demgegenüber ift zu bedenken, daß das Heiratsalter sehr niedrig und daher die Zahl junger Ehen sehr groß ist.

mehr annehmen, daß gegenwärtig, nachdem dreißig bis siehzig Jahre seit der Ankunft der Kolonisten verslossen sind, ihr Altersausbau sich nicht wesentlich von demjenigen altansässiger Bevölkerungen untersicheidet. Wenn der überaus günstige Stand der Bevölkerungszahlen wirklich nur diesem zuzuschreiben wäre, so müßte die Sterblichkeit im Lause der Jahre größer geworden sein. Das Gegenteil ist aber der Fall. Wenigstens zeigt uns die Statistik, daß, während sich die Zahl der Geburten seit den 80 er Jahren um mehr als das Doppelte erhöht, die Zahl der Sterbefälle in derselben Zeit um weniger als das Doppelte zugenommen hat, obwohl die Aufzeichnungen im Totenregister doch vermutlich früher nicht ganz vollständig waren. Wir sehen auch, daß die Sterblichkeit gerade in den alten Gemeinden, in Campinho und in Santa Leopoldina, verhältnismäßig gering ist.

Im Jahrzehnt 1901—1910 kamen auf 100 Geburten in:

Campinho .				17	Todesfälle,
Santa Leopold	in	a		17	"
Jequitibá .				23	"
Kalifornien .				19	"
Santa Maria				14	"
Santa Cruz .				23	"
Santa Joanna				21	"
Insgesamt .				20	"

Auf 1000 Personen bezogen stellten sich die Zahlen wie folgt — wir vergleichen nunmehr die Kopfzahl des Jahres 1912 mit dem Jahresse durchschnitt der Geburtsse und Sterbeziffer in den Jahren 1911 und 1912:

		pro	Mille
	ઉલ	burten	Sterbefälle
Campinho		39	7
Santa Leopoldina .		50	4,5
Jequitibá		42	8
Kalifornien		48	7
Santa Maria		43	7
Santa Cruz		60 (50)	10 (8)
Santa Joanna		72 (60)	14 (11)

Es scheint mir zu gewagt, diese Zahlen nach allen Richtungen zu vergleichen. Eines aber geht deutlich daraus hervor: daß die Ge-

meinden des Tieflandes Santa Joanna und Santa Cruz die höchsten Ziffern ausweisen, und zwar, wie die in Klammern beigefügten Zahlen zeigen, auch dann, wenn wir als Kopfzahl die mit 6, statt mit 5 multiplizierte Familienzahl ansehen. Die hohe Geburtenziffer erklärt sich daraus, daß es sich in beiden Fällen um ganz junge Gemeinden handelt, deren Mitglieder erst kurze Zeit verheiratet sind. Die höhere Sterbeziffer anderseits ist hauptsächlich eine Folge des ungünstigeren Klimas und der geringeren Lebenswahrscheinlichkeit der untersten Altersklasse. Wir werden aber erst in einem anderen Zusammenhange hierauf eingehen können.

3weiter Abschnitt. Die Arbeit.

Viertes Rapitel.

Die Produktionsmethoden im Rolonistenbetriebe.

1. Die Unbaufläche eines Durchschnittsbetriebes.

Während die Regierung anfänglich Landlose von mehr als 50 ha austeilte, verringerte sie diese später um die Hälfte, um schließlich als Einheit 25 ha sestzusezen. Gegenwärtig bezeichnet man daher eine Fläche von 25 ha als eine Kolonie. Durch Besitzuschiebungen der verschiedensten Art (Landkauf, Erbfall usw.) ist es dahin gekommen, daß einige Kolonistensamilien heute 20 Kolonien und noch mehr haben. Us Durchschnitt können wir aber 2—3 Kolonien, also 50—75 ha ansnehmen. Eine Fläche von 75 ha wird etwa wie folgt verwandt:

1.	Kaffee (3000 Bäume)		$1^{1}/_{2}$ —2 ha
2.	Mais		4-6 ha
3.	Anollengewächse		1 ha
4.	Weide		4 ha

Wir finden also etwa eine halbe Kolonie, ein Sechstel des gesamten Gehöfts bebaut. Dazu kommen 10—12 ha (wiederum fast eine halbe Kolonie) gerodetes, aber unbebautes Land, für zweimalige Mais= und Knollenpslanzung bestimmt. Das übrige ist Wald.

Bon diesem Schema weichen die Kolonien des Tieflandes oft insofern ab, als bei ihnen der stärkeren Viehhaltung wegen die Weides fläche größer ist. Auch ganz junge Ansiedlungen gewähren ein anderes Vild: hier finden wir oft bedeutend mehr Land für den Anbau von Manniok und Mais, da, solange der Kafseeberg noch keine Ernte trägt, diese Produkte verkauft werden.

2. Die Urbarmachung des Waldlandes.

Dem Anbau vorher geht die Urbarmachung des Waldlandes, und zwar sucht der Kolonist möglichst jedes Jahr dem Walde neue Anbausslächen abzuringen.

1. Der Waldich lag. Die Urbarmachung des Waldlandes beginnt damit, daß das Unterholz abgehauen wird. Dazu verwendet man den Facão (įprich: Fakong), das Buschmesser, das die Form eines kurzen Schwertes hat, und vor allem die Foiça (Foijsa), ein an einem langen Stiel befestigtes Messer, das an seinem Ende sichelförmig gebogen ist, damit es nicht nur zum Schlagen, sondern auch zum Reißen gebraucht werden kann (Faschinenmesser). "Fose" nennt es der Kolonist und "fosen" (vom portugiesischen foiçar) die damit ausgeübte Tätigkeit.

Nachdem man sich freie Bahn geschafft hat, geht man an das Fällen der Bäume mit Hilfe von Axt und Säge. Die Stämme werden meist in Brusthöhe geschlagen. Nur bei den größten Bäumen ist es zwecksmäßig, eine noch höhere Stelle zu wählen, wo der Durchmesser kleiner ist; freilich muß dann ein Gerüst um den Baum gelegt werden, den zu fällen übrigens oft mehr als einen Tag Arbeit kostet. Die kleineren Bäume, die man nur flüchtig anschlägt, werden von den großen Stämmen im Sturz mitgerissen. Das Fällen erfordert nicht nur große Krastanstrengung, sondern auch viel Ausmerksamkeit, denn die Richtung des Sturzes ist oft schwer zu berechnen. Wie mancher Anssiedler ist, besonders in der Ansangszeit der Kolonisation, ein Opfer seines Beruss geworden!

2. Das Niederbrennen des Waldes. 8—10 Wochen nach dem Waldschlag wird das niedergehauene Holz angezündet, wenn das Wetter inzwischen einigermaßen trocken war; sonst wird noch länger damit gewartet. Alle Stämme verbrennen dabei aber nicht. Ja, es ist erwünscht, daß der Brand nicht allzu scharf sei. Denn sonst wird die Humusschicht zerstört. Überdies wird der Boden fast ziegelhart, und es bildet sich so viel Asche, daß sie sich mit der Erde nur schlecht vermengt. An Andau von Mais, der ganz lockeren Boden verlangt, ist in solchem Falle gar nicht zu denken. Taha, eine Knollenfrucht, wächst allerdings dann vorzüglich, und der Kaffeekultur schadet es nicht allzuviel. Aber besiser ist es, wenn das Feuer weniger gründlich aufräumt, wenn also ein beträchtlicher Teil der Askeieht und Zweige, unter denen sich oft wertvolles Rutholz findet, übrigbleibt. Es kommt hinzu, daß sich nur dann der Boden seucht hält und eine Reubildung des später erwünschten Buschwerks (Capoeira) besser erzielt wird.

Schlimmer als der zu starke Waldbrand ist ungenügendes Brennen, denn dadurch kann die Roça, d. h. das gerodete Land, für ein und

zwei Jahre völlig unbrauchbar gemacht werden, weil eine sofortige Wiederholung des Brennens dann kaum mehr möglich ist. Früher haben gewissenhafte Kolonisten die übrigbleibenden Zweige und Afte zu Scheiterhausen aufgestapelt und verbrannt. Von dieser Praxis ist man aber immer mehr abgekommen, weil dadurch der Boden nur ungleichmäßig wird: das Brennen wirkt an den betreffenden Stellen zu scharf.

Man läßt heute also auch nach ungenügendem Waldbrand das übriggebliebene Holz ruhig liegen, pflanzt, soweit angängig, dazwischen und vertröstet sich auf das Brennen, das im nächsten Jahre, nachdem das Buschwerk, die Capoeira, aufgeschossen ist, wieder erforderlich wird. Diese wird, wie früher der Wald, ebenfalls zunächst "gesost" und nach 4—6 Wochen angezündet. Das Land ist natürlich jetzt besser, als es nach dem Waldbrand war, ist es doch gleichmäßiger gebrannt und frei von den Waldtrümmern. Es wird nun wieder bepflanzt.

Nach der Ernte bleibt es ein Jahr lang als Dreesch, d. h. unbenutz, liegen. Darauf folgt wieder Fosen und Pflanzen, woran sich von neuem ein Jahr Dreesch anschließt. So verfährt man dreimal hintereinander. Dann wird es aber nötig, dem Boden zwei Jahre Ruhe zu gönnen, später sogar 3—4 Jahre. Da ihm kein Dünger zugeführt wird, ersichöpft er sich schließlich ganz und liesert höchstens noch etwas spärsliche Weide. Im Hochland schießen dann die Farren hervor. Die Farrenvegetation gilt als ein Zeichen für gänzlich ausgesogenen Boden.

3. Der Raffeebau: Pflanzen, Pflege, Ernte 1.

Der Kaffeebau ist, wenn auch nicht nach der von ihm beanspruchten Fläche, so doch als die einzige Exportproduktion die wichtigste Kultur des Kolonistenbetriebes. Er gibt der ganzen Wirtschaft die Richtung.

Es wird so gut wie ausschließlich Bourbon= und Creole-Kaffee gepflanzt. Bourbon-Kaffee bietet den Borteil, eher zu reifen als der Creole-Kaffee. Dieser liefert dafür Jahr für Jahr gleichmäßigere Erträge. Bourbon blüht im Hochland in den Monaten Oktober bis Januar, Creole in den Monaten Januar bis März. Nur ausnahms= weise wird kleinbeeriger Kaffee angebaut.

Gewöhnlich wird mit dem Pflanzen gleich nach dem Waldbrande

¹ Vgl. Kaerger, S. 288 ff. — Wernicke, S. 54 ff.

begonnen. Ein= bis dreijährige Sträucher — die auf alten Kaffeebergen und deren Umgebung wild wachsen — werden als Pflänzlinge benutt. Iwar würde man bei Anzucht aus Samen ein besseres Ergebnis erzielen, aber das würde natürlich besondere Mühe und Ausmerksamkeit erfordern und wäre daher für den Kolonisten, der ja nur über wenige Arbeitskräfte verfügt, vielleicht wirtschaftlich unzweckmäßig.

Man sett die Pflänzlinge in Reihen, die in Abständen von etwa drei Schritt zueinander verlaufen: aber nicht, wie in São Paulo parallel zur Basis des Abhangs, sondern senkrecht dazu, was übrigens schon zeigt, daß der Pflug in Espirito Santo keine Berwendung sindet. Im Hochlande, in dessen obersten Regionen der Kaffee kaum mehr gedeiht, wird die Sonnenseite (also die Rordseite) der Abhänge gewählt, im heißen Tieflande, wo die Ernte leicht verdorrt, dagegen die Schattenseite (die Südseite).

Als Zwischenpflanzen dienen nicht nur der (flachwurzelnde) Wais, sondern auch Cara, Taha und insbesondere der Manniok, dessen Wurzeln (nach Kaerger) "sicherlich in Gegenden des Bodens dringen, die als Nährstoffreservoir für die künftigen Nahrungsbedürfnisse des Kaffeebaumes zu dienen haben", und ferner die Bataten, die sich "desshalb als schädlich erwiesen haben, weil dieses rankende Gewächs überall Knollen ansehen kann, bei deren Herausnahme dann die Wurzeln des Kaffeebaumes leicht beschädigt werden können".

Bas die Pflege des Kaffeebaumes betrifft, so besteht sie fast aussichließlich darin, daß der Boden mit der Hacke von Unkraut gereinigt wird. Dieser Arbeit unterzieht man sich in Espirito Santo in der Regel nur zweimal im Jahre (im Hochland zuweilen nur einmal, im Tiefland oft dreimal), während es in Sav Paulo für nötig gehalten wird, sie viers bis fünsmal im Jahre auszusühren. Zur Pflege der Kaffeebäume gehört auch die Entfernung einer an den Bäumen sich sessenden Schlingpflanze: Bogelcipo genannt, weil der Same durch Bogelexkremente dahin gelangt.

Ein Beschneiden der Bäume kennt der Kolonist nicht. Selbst das Ausholzen, d. h. das Abhauen oder Absägen der abgestorbenen Aste ist nicht üblich, "obwohl durch sachgemäßen Baumschnitt die Erträge erhöht, ihre Dauer gesichert und die Lebensdauer der Bäume verlängert wird."

² Fesca, S. 220.

Das Pflügen ist, wie gesagt, unbekannt. Gedüngt wird nur ausnahmsweise. Neuerdings sind Versuche mit Kunstdüngung angeregt worden.

Schon im 3. Jahr — nicht wie in Sav Paulo erst im 4. und 5. — fängt der Kaffee an zu tragen. Im Tiefland beginnt man dann schon zu pflücken, im Hochland erst später: im 5. oder 6. Jahr. Um meisten trägt der Kaffee zwischen dem 7. und 20. Jahr, aber noch bis zum 30. Jahr liefert er oft gute Ernten. Dann fällt der Ertrag freilich rasch ab.

Da nicht alle Bohnen zu gleicher Zeit reifen, kann nicht auf einmal geerntet werden. Je höher die Pflanzung liegt, desto später und unregelmäßiger reisen die Beeren, und desto häusiger muß der Kolonist sich der Erntearbeit unterziehen. Im Hochlande verteilt sich die Ernte daher auf viele Monate, namentlich auf die Zeit vom September bis Januar, im Tieslande hingegen sind Mai, Juni, Juli die Monate der Kasseernte.

Die Erntearbeit besteht darin, daß man die Beeren von den Aften abstreift und in Siebe fallen läßt, wobei Sorge getragen wird, daß die grünen Bohnen sitzen bleiben. (Gewöhnlich pflückt man in aller Frühe, solange noch der Tau auf den Bäumen liegt, wodurch das Abstreisen erleichtert wird. Freilich ist diese "nasse" Arbeit nicht sehr beliebt.) Die bereits herabgefallenen, meist schwarzen Beeren werden zusammengekehrt und ebenfalls in Siebe getan, die geschwungen werden, um den Kaffee möglichst von fremden Beimengungen zu reinigen.

Dann kommt der Kaffee in Säcke, die den Abhang hinunter auf den Weg und dann weiter ans Haus geschleppt werden. Zuweilen bestient man sich dabei der Maultiere, meistens aber trägt der Kolonist die Last auf den eigenen Schultern.

Den besten Ertrag liefert der Kaffee gewöhnlich in den mittleren Höhenlagen. Als gute Ernte werden 100 Arrobas, d. h. 1500 kg unsgeschälter Kaffee auf 1000 Bäume bezeichnet. Der einzelne Baum liefert oft 3—4 kg, aber im großen Durchschnitt wird eine Pslanzung nie ein solches Ergebnis haben. 2 kg durchschnittlich pro Baum ist wohl der höchste Ertrag, der erzielt wird. So ausgezeichnete Ernten kommen aber weder in Santa Joanna, noch am Rio Lamego und Rio Claro vor. In Santa Joanna gelten schon 1200 kg auf 1000 Bäume als gute Ernte.

Über die absolute Größe der Ernten läßt sich solgendes sagen: Nur Ansänger oder auch ältere Kolonisten, die keine Kinder mehr zu versorgen haben, werden mit einer Kaffeeernte von 30—50 Arrobas (zu 15 kg) auskommen. Wird weniger produziert, was aber nur selten der Fall sein dürste, so muß etwa durch Maisverkauf der nötige Rebenverdienst beschafft werden. Eine Ernte von 100—150 Arrobas Kaffee wird man als Durchschnitt bezeichnen können. Wer 250—300 Arrobas erntet, gilt als wohlhabend, wer es auf 500—600 bringt, geradezu für reich. Und ein wahrer Nabob ist der, der 1000 Arrobas zu produzieren vermag. Wenn man von einem Glücklichen hört, dessen Kaffeevberge jährlich 2000—3000 Arrobas liefern sollen, so kann man sicher sein, daß man es mit kolonialem Jägerlatein zu tun hat. Denn eine solche Ernte läßt sich nicht im Kleinbetriebe, sondern nur mit Juhilsenahme einer größeren Anzahl fremder Arbeitskräfte bewältigen.

Ein Einzelner ist nämlich höchstens zu einer Ernteleistung von 2,5 Arrobas pro Tag fähig, und das auch nur unter der Voraussetzung, daß die Bäume reichlich tragen. 1 Arroba pro Mann und Tag ist schon bei durchschnittlicher Ernte eine gute Leistung. Wenn man bedenkt, daß die eigentliche Erntezeit höchstens 40-60 Tage dauert und bei den Kleinbauern höchstens 6-8 Arbeitskräfte in Frage kommen, so sieht man, daß der Höchstetrag $60\times 8\times 2,5=1200$ Arrobas ist.

Der Kaffee, den eine Familie durchschnittlich konsumiert, beläuft sich auf etwa 5 Arrobas im Jahr — wie ich hier hinzufügen will. In Espirito Santo mögen nun 50 000 Familien leben. Es ergibt sich demnach ein inländischer Konsum von 250 000 Arrobas. Wie wir gesiehen haben, beträgt der Export 3 Millionen. Die Gesamtproduktion des Staates macht also $3^{1}/_{4}$ Millionen aus.

Biebiel davon von den deutschen Kolonisten produziert wird, läßt sich nur ungefähr vermuten: Rehmen wir an, daß außer den 2000 evangelischen noch 1000 deutsche Familien anderer Konsession in Espirito Santo leben, daß also dort 3000 deutsche Kolonistenhöse bestehen, und setzen wir ferner voraus, daß auf jedem einzelnen durchsichnittlich 150 Arrobas geerntet werden, so kommen wir zu dem Erzgebnis, daß die Deutschen 450 000 Arrobas Kaffee erzeugen. Das wäre etwa ein Siebtel der gesamten Produktion des Staates.

4. Die Aufbereitung des Raffees.

Der vom Boden aufgelesene Kaffee wird — im Gegensatz zu dem gepflückten — in fließendes Wasser gebracht. Die noch vorhandenen Beimengungen sinken und werden so von den Beeren getrennt, die obensauf schwimmen bleiben und jetzt in Sieben aufgefangen werden. Dann schüttet man sie zusammen mit den nichtgewaschenen Pflückbohnen auf, so daß sich die Haufen erhitzen und die Fruchtschalen aufspringen. Die Bohnen werden nun auf einem freien Platz von festgestampstem Lehm (Terreiro) ausgebreitet und der Sonne ausgesetzt, damit die Schalen dürr und spröde werden. Bei Regenwetter schaufelt man den Kaffee mit Holzschiebern zusammen, um ihn unter Dach zu bringen.

Einen Fortschritt stellt es dar, wenn sich auf der Kolonie eine bewegliche Trockenvorrichtung, ein sogenannter Kaffeewagen befindet: er besteht aus einem Schubsach, das mit kleinen Rädern versehen ist und auf hölzernen Schienen gleitet, welche unter einen Schuppen sühren, der bei Regenwetter als Schut dient. Im Tieflande ist diese Borrichtung ziemlich überflüssig, da es dort weniger regnet. Aber auch im Hochlande sindet man sie nicht häufig.

Nach dem Trocknen stampst man den Kaffee, um ihn von der Schale zu befreien. In den meisten Betrieben dient dazu die Mascholle, ein Wort der Kolonistensprache, das durch Korruption des brasilianischen Ausdrucks Munjolo entstanden ist. Man versteht darunter eine auch sonst in Brasilien gebräuchliche Vorrichtung 3, die die Wasserkraft zum Stampsen verwertet und wie folgt beschaffen ist: Man denke sich eine Wippe, deren einer Arm in einem hölzernen Stößel endigt, und deren anderer Arm derart ausgehöhlt ist, daß er einen Wasserbehälter bildet. Läßt man das Wasser einströmen, so senkt sich dieser Arm und der Stößel hebt sich. Bei dieser Bewegung verliert der Wasserbehälter das Wasser und damit das Übergewicht; der Stößel fällt nieder, und zwar in einen großen Holztrog, worin sich der zu stampsende Kafsee besindet. Das Auf und Nieder geht je nach der Menge des Wassers und je nach

³ Von den Deutschen weiter im Süden wird sie nach Kaerger (S. 293) auch "Fauler Neger" genannt. Sie ist aus dem Pilão hervorgegangen. "Dieser Pilão, der auch noch jeht in keinem brasilianischen Hausstand sehlt, ist ein halbmanns-hohes Stück irgendeines hartholzigen Baumes, in welchem eine Vertiesung auszgehauen oder ausgebrannt ist. Mittelst eines mão de pilão, eines Stampfers, gleichfalls aus hartem Holz, werden in dieser Höhlung nun alle Arten von Verzkeinerungen und Enthülsungen vorgenommen."

der Schwere des Hammers langsamer oder schneller vor sich, gewöhnslich in Zeiträumen von 10-20 Sekunden, also recht gemächlich. Aber die Einrichtung hat den Borzug, keinerlei Aufsicht zu erfordern. Durch das Stampfen lösen sich die Schalen von den Bohnen, wobei freilich manche Bohnen zerbrochen und andere nur ungenügend von der unter der Pergamenthaut sitzenden Silberhaut befreit werden.

Bei größeren Betrieben bedient man sich statt der Mascholle einer Stampfmühle, bei der statt des einen Hammers mehrere Hämmer angebracht sind, die durch ein Basserrad abwechselnd gehoben und fallen gelassen werden. Ein solches Stampswerk leistet nur quantitativ, aber nicht qualitativ mehr als die Mascholle.

Schließlich werden die mit den zerstoßenen Schalen gemischten Bohnen auf flache, aus Rohr geflochtene Siebe geschüttet, die man schwingt, wodurch sich die schweren Körner von den leichten Schalen trennen. Bei größeren Betrieben verwendet man statt dessen einen Bentilator, der ebenso konstruiert ist wie bei uns die Kornreinigungs=maschine, nur daß die Maschen der Drahtsiebe der Kaffeebohne entsprechend geslochten sind.

5. Die Mais- und die Rürbiskultur.

Der Mais wird angebaut:

- 1. als Sauptfrucht mit untergebautem Rürbis,
- 2. als Zwischenpflanze auf Kaffeeland (1-2 Ernten),
- 3. auf Weideboden, was aber wenig in Betracht kommt.

Gepflanzt wird in der Beise, daß man zunächst mit der Hacke — in Abständen von etwa einem Schritt — Löcher auswirft, die je 4 oder 5 Maiskörner aufnehmen müssen und dann mit dem Fuße zusgescharrt werden.

Alls gute Ernte gilt 150 fältiges Korn; 200 fältiges schon als sehr gute. In Santa Leopoldina, bei den Holländern, wo der Boden weniger fruchtbar ist, pflegt sich der Ertrag nur auf das 50—100 sache der Saat zu belausen. Ein Kolonist erntet durchschnittlich, sagen wir, 50—100 Sack zu 80 Liter. Davon werden ein paar Sack zu Brot verarbeitet, während der Rest als Viehfutter dient. In den ersten Jahren einer Ansiedlung, solange der Kaffee noch keinen Ertrag gibt, wird der Mais auch verkaust und bildet oft die hauptsächlichste Einnahmequelle. Später wird er nur für den eigenen Bedarf angebaut.

Soweit der Mais als Viehfutter Verwendung findet, sind nur die Körner vom Kolben zu lösen. Häufig geschieht das einsach mit der Hand. Manche Kolonisten haben sich aber neuerdings einen kleinen mit der Hand zu drehenden Apparat, einen Maisschäler, angeschafft, der diese Arbeit sehr vereinsacht. Der Mais wird dem Vieh in rohem Zustande verabreicht — wie bei uns der Haser, den er in Espirito Santo ersiehen muß. Wie Kaerger meint, würde er gekocht besser nähren. Auch das Maisstroh dient gelegentlich als Viehsutter. Fein zerpslückt verwendet man es als Füllsel für die Betten.

Um den Mais für die Brotbereitung zu vermahlen, findet sich auf jeder Kolonie eine Maismühle, die mit Wasserkraft getrieben wird: Das Wasser wird durch eine sich verjüngende Kinne gegen eine Tursbine geleitet, die einen aufrecht stehenden Wellbaum treibt. Der Wellsbaum führt durch einen festliegenden Mahlstein, an dem sich der zweite Mahlstein reibt, welcher an dem oberen Ende des Wellbaumes besfestigt ist und sich verstellen läßt. Der obere Mahlstein ist durchlöchert, damit ein Trichter die Körner zuführen kann, die aus einem darüber besindlichen Behälter kommen.

Kürbis wird immer zusammen mit Mais gepflanzt. Erst nach der Maisernte wird der Kürbis geerntet, und zwar den ganzen Winter hindurch bei trockener Witterung, je nach Bedarf. Auch der Kürbis findet vorwiegend als Viehfutter Berwendung.

6. Die Knollengewächse.

Manniok. Man unterscheidet den süßen und den giftigen, bitteren Manniok (Aipim und Mandioca brava). In Espirito Santo werden beide Arten angebaut.

Auf die Kulturen wird wenig Sorgfalt verwendet. Der Boden wird weder durch Pflügen, noch durch Haden und Eggen vorbereitet. Gepflanzt wird im Tieflande in der Weise, daß man — möglichst aus scharf gebranntem Boden — in Abständen von 80 cm bis 1 m zur Aufnahme der 10—15 cm langen Stecklinge (die mehrere Augen haben müssen) Löcher hackt; im Hochlande wird durchweg enger gepflanzt. Pflanzzeit ist die zweite Hälfte des Winters.

Im Tieflande besteht die Pflege nur in wiederholter Vertilgung des Unkrauts durch die Hake; man hört damit auf, wenn die Pflanze

das Feld genügend beschattet, also nach drei bis vier Monaten. Im Hochlande wird gehackt, bis die Anollen angesetzt haben. Bon da an wird gejätet. Der bittere Manniok wird überdies nach einem Jahre in 20 cm Höhe geköpft, um die Anollenbildung zu fördern.

Die Ernte beginnt im Tiefland im Februar, im Hochland im April. Sie erfolgt aber nicht mit einem Male, sondern man holt sich die Wurzeln je nach Bedarf vom Felde. Aipim gibt in Jequitibá nach 2 Jahren Anollen von 1—3 kg pro Pflanze, nach 4 Jahren solche von 2—4 kg, im Tieflande solche von 3—6 kg. Die Burzel des bitteren Manniok wird im allgemeinen schwerer. Aipim muß nach längstens 4 Jahren aus der Erde genommen werden; der bittere Manniok kann 5 Jahre darin bleiben.

Aipim ist ein Ersat für unsere Rartoffel. Wie diese wird er ge= kocht und gegessen. Der bittere Manniok dagegen wird zu einem grobkörnigen Mehl, zu Farinha, verarbeitet. Dabei verfährt man in derselben Beise wie überall sonst in Brafilien: Die Anollen werden gewaschen, abgeschabt, wiederum abgespült, gegen ein sich drehendes Reibeisen gedrückt und so in eine breitge Masse verwandelt, die man dann in eine hölzerne Presse bringt, um den blaufäurehaltigen Saft abzuscheiden. Statt der Presse wurde früher und wird auch heute noch von manchen Kolonisten der Preffack benutt, ein enges Rohr= geflecht von länglicher, wurstartiger Form. Mit dem Manniokbrei ge= füllt, wird er aufgehängt, so daß der giftige Saft abtropfen kann. Hiernach kommt die Masse auf eine große Pfanne und wird zu Mehl geröstet, welches als Zusat zum Bohnengericht dient. Der abgetropfte Saft kann ebenfalls verwendet werden, er wird in einem Befäß aufgefangen, auf dessen Boden sich nach einiger Zeit ein Stärkemehl, Tapioca, absett. In Cspirito Santo freilich findet dieses keine Berwendung.

Taha oder Tahoba. Man unterscheidet die weiße und die gelbe Taha. Bei der gelben sind die Stengel blau, die Blätter und die Knollenhaut bläulich. Gelb heißt sie deswegen, weil die entschälte Knolle gelb ist wie die Möhre, der sie auch im Geschmad ähnelt. Sie liebt tiefgründigen, lockeren, sandigen Lehmboden und derslangt mehr Feuchtigkeit als der Aipim. Man pflanzt sie — im Hochsland im September, im Tiefland im Oktober — möglichst auf gut gesbranntem Boden, und zwar in Abständen von 50 cm. Die Pflege besteht im Hacken und später zuweilen auch im Jäten. Spätestens nach einem

Jahr müssen die Knollen geerntet werden. Sie halten sich aber wie Kartoffeln. Gewöhnlich erntet man nach 7—9 Monaten.

Yams kommt nur am Wasser vorwärts: Am liebsten pflanzt man sie an Bächen und Flüssen. Im Tiefland wird sie kaum angebaut. Pflanzzeit ist September, Oktober. Nach sechs Monaten schon sind die Knollen reif; sie können jahrelang jederzeit geerntet werden. Man verwendet sie in Cspirito Santo ausschließlich als Viehfutter.

Batata (Süße Kartoffel) gedeiht überall, im Hoch= und im Tiefland, bei fast jedem Boden. Sie kann ungemein viel Regen vertragen. Man pflanzt sie möglichst auf gut gebranntem Boden in Abständen von 50 cm bis 1 m. Die Kanken werden als Stecklinge benutt; die Pflanze wird also nicht aus der Anolle gezogen. Pflanzzeit: Februar/März und September. Nach 3—6 Monaten wird geerntet.

Cara verlangt seuchten Boden und gedeiht am besten im Tiefland. Man pflanzt sie September/Oktober und erntet sie nach sechs Monaten. Sie dient hauptsächlich als Biehsutter und nur ausenahmsweise auch als Ersatz für die Kartoffel, allgemein aber als Zusatzum Brot.

Erdnuß (Judennuß) wird im Tiefland auf sandigem Boden angebaut. Man ist sie durchweg gebacken, aber auch roh. Sie ist bei den Italienern und Brasilianern beliebt.

Kartoffeln geben im Hochland bei etwas Pflege gute Ersgebnisse, werden aber wenig gepflanzt, da der Andau der anderen Knollengewächse weniger Arbeit verursacht. Sie werden daher sogar importiert.

7. Die übrigen Rulturen.

Schwarze Bohnen. Zuweilen werden sie zusammen mit Mais angebaut, was aber unzweckmäßig ist. Sie verlangen gut gezeinigten und gebrannten Boden wie der Mais, aber weniger Feuchtigskeit als dieser. Zusammen mit Manniokmehl sind sie das Nationalsgericht der Brasilianer.

"Die Begetationsdauer beträgt nur drei Monate. Daher ist nur einmaliges Jäten für gewöhnlich erforderlich." "Das Pflanzen geht schnell vonstatten. Mit einer Hacke werden in einer Entsernung von 30 cm Löcher gemacht, 4—5 eventuell auch 6—7 Bohnen hineingeworfen und leicht mit der Erde bedeckt." (Kaerger S. 45.)

Schriften 147. V. 5

Xuchu: Ein Rankengewächs, das Früchte trägt, die gurkensartiges Fleisch haben und als Gemüse gegessen werden.

Banane. Sie gebeiht am besten im Tiefland, kommt aber auch im Hochland gut vorwärts. Sie wird gleich bei Gründung der Kolonie angepflanzt, braucht keine Pflege und hält sich lange. Man unterscheidet Koch=, Brat= und Obstbananen. Auch zur Essigbereitung wird die Banane berwendet.

Tabak wird größtenteils importiert. Obwohl die Kultur sehr wahrscheinlich überall möglich wäre, wird er nur wenig angebaut, und zwar ausschließlich im Tiefland und lediglich zum eigenen Bersbrauch.

Zuckerrohr wird im Hochlande nur als Biehfutter gespflanzt, im Tieflande auch zur Zuckerproduktion. Gepflanzt wird auf jehr primitive Beise: Man hackt in Abständen von 1,20—1,50 m möglichst tiefe Löcher, in welche die zu 20—30 cm langen Stäben zershackten abgeblühten Stengel gesteckt werden. Zwei Stecklinge kommen in ein Loch. Biele Jahre lang erntet man ohne Neupflanzung. Pflanzzeit ist Oktober/November.

Das Berfahren der Zuckergewinnung ist — wie der Anbau des Rohres — sehr primitiv; es wird daher auch nur ein sehr rohes Produkt, Rapadura genannt, erzielt: Zunächst wird das Rohr durch eine Presse geschickt. Diese besteht meist aus zwei oder drei aufrecht stehenden Holz-walzen, die durch Ochsen oder Siel in Bewegung gesetzt werden. Der absließende Saft wird durch Säcke gesiebt, dann auf eine große eiserne Pfanne gebracht und darin etwa drei Stunden unter fortwährendem Rühren gekocht, bis er dick wird. Der Schaum wird nun abgeschöpft, der Brei dis zum Erkalten weitergerührt und schließlich als träg fließende Masse in Formen gegossen. — Genossenschaftliches Vorgehen bei der Zuckerbereitung wäre zweckmäßig. In Vintecinco bestehen dashingehende Pläne. Aber ihre Durchsührung stößt auf große Schwierigskeiten. Sowiesv kommt vorläufig nur Produktion für den eigenen Besdarf in Frage.

Reis kann nur im Tieflande in größerem Maßstabe gebaut wers den. Espirito Santo importiert Reis, obwohl es seinen eigenen Bedarf daran durchaus decken könnte.

Obst. Die Kolonisten pflanzen hauptsächlich die folgenden Arten: Drange (Laranja), Mandarine (Tangerina), Mamão (Frucht des Rizinusbaumes), Pfirsich, Ameixa (brasilianische Pflaume), Maulsbeere, Wassermelone, Goiaba (indianische Birne), Mangofrucht (Manga), besonders im Tieflande, Kokosnüsse (nur im Tiefland).

8. Die Viehzucht.

Rindvieh. Im Hochlande mag der einzelne Kolonist durchsichnittlich 10 Stück Rindvieh besitzen; auf manchen Hösen besinden sich zwar nur 2—3 Stück, auf anderen aber 20—30. Ausnahmsweise kommt auch ein noch größerer Bestand vor. Im allgemeinen hat sich die Rindviehzucht in den Bergen nur schlecht entwickeln können. Das Jungvieh geht dort leicht ein. Allgemeine Plage ist eine Dasselstiegensart, deren Larve sich durch die Haut frist, das Fell wertlos macht und die Tiere sehr angreist.

Im Tiefland dagegen, wo die Weiden besser sind, und wo man über größere Ebenen verfügt, gedeiht das Vieh vorzüglich. Fast ausenahmslos ergibt sich dort jährlicher Nachwuchs, die Lühe kalben vielsfach alle 11 Monate, und das Vieh wächst rascher und wird schwerer als im Hochlande. Die Viehzucht wird daher in größerem Umfange betrieben. Häusig beläuft sich der Bestand auf 40—60 Stück. Auch Bestände von 100—200 Stück kommen vor, aber sie sind selten, weil die Absahwöglichkeit nicht ausreicht.

Milch wird im Hochland wie im Tiefland fast nur für den Hausbedarf produziert. Eine gute Kuh liefert etwa 6 1, nur ausnahmsweise
viel mehr. Die Milch wird teilweise unmittelbar, insbesondere als Butter und Käse genossen, teilweise — als Dickmilch — an die Schweine
verfüttert. Einzelne Kolonisten verkausen die Milchprodukte an die Bendisten. Neuerdings hat man Butter sogar nach Victoria geschickt.
Das ist aber nur in geringem Maße der Fall gewesen. Ja, für gewöhnlich werden Butter und Käse aus Minas Geraes importiert. Als Jugtiere werden Kinder wenig, und zwar nur im Tieslande, verwendet.
Jum Schlachten dienen Stiere, seltener Kühe.

Eine gute Milchkuh kostet im Hochland 100—150 Milreis; im Tiefland ist sie pro Gewichtseinheit billiger, aber erzielt oft infolge höheren Gesamtgewichts 200 Milreis. Eine Kuh ohne Milch kostet in Campinho 70—80 Milreis. Für Fleisch werden pro Arroba (15 kg) 7 Milreis im Hoch= wie im Tiefland gezahlt. Im Tiefland kostet eine Arroba Lebendgewicht 5 Milreis. Für 1 kg Butter berechnen die

Kolonisten im Tiefland 1-1,5 Milreis, im Hochland 2 Milreis; die Bendisten fordern im allgemeinen etwas mehr. Kalbfleisch wird nicht gekauft.

Schweine. Der einzelne Kolonist hält sich durchschnittlich wohl 20-40 Schweine. Im Tiefland pflegt der Bestand größer zu sein, aber überschreitet nur selten die 100 Stück.

Im ersten Jahr gibt man durchweg Grünfutter, doch hat man auch Laufschweine auf der Weide. Einige Sorten werden nach einem Jahr mastfähig, andere nach zwei Jahren. Man mästet mit Dickmilch, Mais, Bataten, Aipim, Mamão, Kürbis, Blättern, überhaupt Grünsfutter. Mais und Kürbis sind besonders gute Mastmittel.

Die Schweine erreichen durchschnittlich ein Gewicht von 10—15 Arrobas.

Wie sich schon aus der Größe des Bestandes schließen läßt, ist die Schweinezucht — hauptsächlich im Tiefland — teilweise Produktion für den Markt. 1 Arroba Schweinesleisch und Speck kostet durchschnitts lich 9—10 Milreis, schierer Speck 1—2 Milreis mehr. Während der Preis des Aindviehs nicht schwankt, weil für dieses keine Zufütterung nötig ist, bewegen sich die Schweinepreise sehr stark, und zwar hauptsächlich je nach dem Ausfall der Maisernte. Im Hochland ist der Maismeist teurer als im Tiefland. Im Tiefland sind in abgeschlossenen Gebieten $2^{1}/_{2}$ Milreis pro 80 l vorgekommen. Seitdem Bahnverbindung besteht, kostet der Mais im Tiefland 6—8 Milreis, im Hochland 8—10 Milreis.

Geflügel. Man hält sich Gänse, Puter, Truthennen, Perlshühner, Enten, Tauben. Das Geflügel gedeiht sehr gut.

Viehseuch en treten nicht häufig, aber immer sehr heftig auf. Es ist vorgekommen, daß ein Bendist seine 30 Maultiere in wenigen Tagen verloren hat. Mauls und Klauenseuche ist jedoch unbekannt. Das Geflügel ist zuweilen durch Pest aufgerieben worden, hat sich dann aber bald wieder ergänzt.

Weide. Fast alle Gräser sind Pflanzgräser. Nur das sogenannte Minasgras wird gesät. Gepflanzt, sowie gesät wird zuweilen zwischen Mais. Am leichtesten läßt sich die Weide auf stark gebranntem Waldboden anlegen, weil man dann jahrelang vor Unkraut sicher ist. Weiden sind auch auf abgetragenen Kaffeebergen möglich.

Der Bieh bestand im Munizip Santa Jabel war 1913 nach den Angaben des Munizipalpräsidenten der folgende:

```
7800 Stück Rindvieh,
 3 200
              Pferde,
 6 100
              Efel und Maultiere,
  950
              Schafe,
20\,500
              Schweine,
38 550 Stück.
```

9. Der Hausbau.

Auch der Hausbau ist ein Zweig der Kolonistenwirtschaft: denn jeder Kolonist errichtet selber alle Baulichkeiten, die sein Gehöft er= fordert. Teilweise nimmt er dabei allerdings die Hilfe der Nachbarn in Anspruch (j. Bittarbeit, Kapitel V, 4).

Sehen wir zu, wie ein Wohnhaus zustande kommt! Vor allem braucht man Kernhölzer, d. h. Bäume, die einen harten, gegen Fäulnis und Insekten widerstandsfähigen Rern haben. Dazu gehören: Jacarandá, Garaúna, Ipé, die sich im Sochlande finden; im Tieflande hat man dafür den gelben Guarabú, ferner: Peroba, Sapucaia usw. Man verwendet natürlich zunächst das Holz, das beim Waldbrand übriggeblieben ist. Meist reicht das aber nicht aus, und man ist ge= nötigt, den weiteren Bedarf aus dem Walde zu holen.

Die Bäume werden gleich auf dem Fleck felbst, wohin fie beim Waldschlag fielen, vierkantig hergerichtet. Auf die Baustelle werden jie vom Kolonisten selber mit Hilse der Nachbarn, aber ohne Ver= wendung von Tieren, teils getragen, teils geschleppt, wobei durch Schlagen mürbe und biegjam gemachte Palmitenschäfte oder Lianen oder Streifen von Baumrinde als Stricke verwendet werden. Dieser Transport stellt bei dem oft sehr schwierigen Gelände eine harte und fast gefährliche Arbeit dar, durch die sich schon mancher einen Brust= oder Kreuzschaden zugezogen hat.

Aus leichteren Hölzern werden ferner, ebenfalls gleich im Walde, die zum Bau nötigen Bretter und Schindeln geschnitten. Als Bretter= holz dient im Hochland vor allem die brasilianische Zeder, im Tief= land hauptjächlich der Zequitibá, als Schindelholz Garaúna, Peroba usw. Die Schindeln werden wie folgt hergestellt: 20—25 Zoll lange Aloge werden abgefägt und dann mit dem Schindelmeffer jo gespalten, daß sie 8 Joll breit und 1/2 Joll dick werden. Unebenmäßigkeiten be= seitigt man mit dem Beil oder dem Buschmesser. Dann versieht man die Schindeln mit Holznägeln. Neuerdings verwendet man auch die bequem einzuschlagenden Eisennägel, die aber den Nachteil haben, daß sie leicht abrosten.

Nachdem alles zum Bauen nötige Holz an den Bauplat geschafft und hier vollständig fertig gestellt worden ist, schreitet man zum Außerichten des Wohnhauses, dem durchschnittlich eine Länge von $8-10\,\mathrm{m}$, eine Breite von $4-6\,\mathrm{m}$ und eine Zimmerhöhe von $2^1/_2\,\mathrm{m}$ gegeben wird.

Man gräbt nun, oft mit Hilfe der Nachbarn, die 4-6 Grundspfeiler, welche 30—40 cm im Quadrat messen, in die Erde ein und versbindet sie unten, d. h. in einer Höhe von 1/2—1 m über dem Fußboden mit den (20—30 cm im Quadrat messenden) Außenschwellen, und oben mit den ebenso dicken Nahmhölzern. Dann werden diese letzteren mit den Schwellen durch 20 mal 20 cm dicke Verbindungshölzer verbunden, die vorher schon mit den für Türen und Fenster nötigen Riegeln versehen worden sind. Hierauf werden auf Rahmhölzer und Schwellen die Valken gelegt, und zum Schluß stellt man den Dachstuhl auf und verssieht ihn mit den Dachleisten. Das alles wird mit Hilfe der Nachbarn oft an einem Tage bewerkstelligt.

Nachdem so das Gerüst des Hauses vollendet ist, werden zum Schutz gegen das Wetter zunächst die Dachschindeln gelegt. Sodann wird der Fußboden gezimmert, und hierauf verbindet man die Wände mit Palmiten oder mit Stäben aus leicht spaltenden Hölzern kreuz und quer, also siebartig, und fügt die Türen und die Fensterrahmen und sflügel ein.

Ift das geschehen, so schreitet man zur Lehmberschmierung der Wände, wobei wiederum die Nachbarn zu helsen pflegen. Während nun ein Teil der Leute sich damit beschäftigt, die Lehmmasse zu bereiten, sind die anderen tätig, die Wände von der Innen- und von der Außen- seite damit zu bekleiden, und zwar wird der Lehm mit der Hand an die Wand geworsen und mit der Hand gestrichen. An einem Tage wird diese Arbeit vollendet. Es bleibt nun noch übrig, die Wände zu berputzen; denn wenn der Lehm trocknet, entstehen natürlich Risse, die überschmiert werden müssen. Nach nochmaligem Trocknen wird gekalkt. Veranda und Treppen werden später hergestellt, ebenso die Innenwände, die ost nur Bretterverschläge sind.

Der Wert eines solchen Hauses wird beim Landkauf auf 500 bis 700 Milreis geschätzt.

Die Säuser der Italiener unterscheiden sich von denen der deutschen

Kolonisten vor allem durch ihre andere Dachart. Die Schweizer bauen zuweilen sennhüttenartig und an den steilsten Abhängen, während der Kommer den ebenen Plat bevorzugt.

10. Der Turnus.

Bergegenwärtigen wir uns zum Schluß, wie sich die berschiedenen Arbeiten über das Jahr verteilen! Um klarsten gliedert sich die Kolo-nistentätigkeit im Tieflande, wo die Ernte sich auf einen kurzen Zeitzaum konzentriert. Hier haben wir wie folgt zu unterscheiden:

- 1. Urbarmachung des Waldlandes (Waldschlagen und strennen): Mitte Juli bis Ende September. Dauer: gut 2 Monate. Schwere Arbeit.
- 2. Pflanzzeit: Ende September bis Mitte November. Dauer 5—6 Wochen. Meist leichte Arbeit; oft muß sie allerdings infolge der Regenverhältnisse auf kurze Zeit zusammengedrängt werden.
- 3. Pflege, insbesondere Reinigung der Kulturen: Anfang Rovember bis Mitte Dezember. Dauer 4—5 Wochen. Im ganzen leichte Arbeit. Doch beschwerlich infolge der Hite, besonders wenn es sich um hochstehenden Mais handelt.
- 4. Keine Landarbeit in der heißesten Zeit: Mitte Dezember bis gegen Ende Februar. Man beschäftigt sich in Haus und Hof mit Reparaturen, mit der Herstellung von Ställen, Zäunen, Geräten (Tischen, Stühlen, Trögen), Maschollen. Wenn nicht gerade größere Neubauten errichtet werden müssen, macht man sich's in dieser Zeit beguem.
- 5. Ernte. Mitte, Ende Februar: Reisernte; März, April: Maisernte, die so rasch wie möglich vor sich gehen muß, damit die Körner von Bögeln und anderem Getier nicht gesressen werden; Kassesernte: Mai, Juni, Juli, unter Umständen noch August, hauptsächlich Juni. Zwischendurch werden einige Tage darauf verwandt, das übrige zu ernten: Tajoben usw.

Die Ernteperiode wird unterbrochen durch die Pflanzzeit für Bohnen. Auch pflanzt man gern noch ein wenig Aipim. Sehr häufig werden um diese Zeit Kaffeeberge angelegt. Zuweilen erfolgt im Fesbruar neuer Waldschlag, aber nur ausnahmsweise. —

Im Hochland ist der Turnus ein wenig anders. Im allgemeinen kann man sagen, daß je höher die Lage und je kälter infolgedessen das Klima, desto eher mit dem Waldschlag und dem Pslanzen be-

gonnen wird und desto schleppender die Ernte verläuft. Die Ar= beiten greifen hier mehr übereinander. Man beginnt im Hochland daher zuweilen schon im Juni mit dem Waldschlag. der Hauptsache wird diese Arbeit aber im Juli und August ge= tan. Schon im August wird teilweise mit dem Pflanzen begonnen. Die Pflanzzeit ist hier hauptfächlich der September, sie ragt aber noch in den Oktober hinein. Mit der Pflege der Rulturen beschäftigt man sich namentlich während der Monate Oktober bis Dezember, mit der Reinigung der Kaffeeberge auch noch im Januar und Februar. Inzwischen ist zu verschiedenen Zeiten Kaffee geerntet worden, schon von Mai an, und bis Dezember und Januar hinein, ziemlich regellos an diesem oder jenem Tage. Januar und Februar sind also im Sochlande nicht frei von Landarbeit, im ganzen ift es aber doch auch hier eine Ruhezeit. Im März, April und Mai hat man mit der Mais= und Bohnenernte zu tun. Ferner wird Kaffeeland hergestellt, und auch andere Kulturen bereitet man bor.

Fünftes Rapitel.

Die Rolonistenarbeit unter allgemeinen Gesichtspunkten.

1. Der Raubbau.

Man pflegt die Wirtschaftsweise der deutschen Kolonisten als Kaubbau zu brandmarken. Wenn man den Maßstab der europäischen Landwirtschaft anlegt, so ist man in der Tat berechtigt, sie zu verurteilen. Der Boden, den die Kolonisten gar nicht oder so gut wie gar nicht düngen, wird ja durch den langjährigen Andau seiner Pflanzenstoffe beraubt, so daß die Erträge zurückgehen und ein Zeitpunkt kommt, wo es nicht lohnt, ihn weiter zu bebauen. Dieser Zeitpunkt pflegt je nach Boden und Wirtschaftsweise in 15—40 Jahren einzutreten. Dann ist der Kolonist gezwungen, Haus und Hof aufzugeben und sich an anderer Stelle niederzulassen.

Unter europäischen Verhältnissen würde der Wert des Bodens es verlangen, Kapital (Dünger usw.) und vermehrte Arbeit zu investieren. Da der Boden in Espirito Santo aber noch in fast unbeschränkter Menge zur Verfügung steht, so wird die Arbeit der Urbarmachung

vielleicht rentabler sein als eine intensive Behandlung des alten Ackerlandes. Jedenfalls ist es im einzelnen Falle ein Rechensexempel, ob und wann es wirtschaftlich zweckmäßig ist, ein altes Gehöft preiszugeben und ein neues zu errichten. Freilich wird der Kolonist nicht immer in der Lage sein, dem ökonomischen Prinzip entsprechend zu handeln. Teilweise wird Mangel an Kapital, wenn nicht schon Mangel an Einsicht und technischer Bildung ihn davon abhalten, zu einem intensiven Betriebe überzugehen, auch wenn dies wirtschaftlich geboten sein sollte.

Den jetzigen Verhältnissen des Verkehrs, der Technik, des Aredits entspricht aber wohl die bestehende Wirtschaftsweise, der Raubbau, am meisten. Er hat also, rein wirtschaftlich betrachtet, eine gewisse Be-rechtigung nach dem ohne weiteres evidenten Grundsat, daß Kapital-und Arbeitsauswand nicht am Plate sind, wo sich die Naturschätze umsonst darbieten. Anderseits ist nicht außer acht zu lassen, daß er den Kolonisten zum halben Nomaden macht und ihn zu einer primitiven Lebenssührung, überhaupt zu kultureller Rückständigkeit verzurteilt.

Das Bedenklichste ist der zersetzende Einfluß, den er auf die Gemeindeorganisation ausübt, welche sich ja auf territorialer Grundslage aufbaut. Besonders deutlich haben sich seine Wirkungen bereits in Santa Leopoldina geäußert. Diese Gemeinde, die dor 30 Jahren ungefähr 300 Familien umfaßte, hat seitdem so diese Mitglieder durch Abwanderung verloren, daß sie — trotz der starken natürlichen Besolkerungszunahme — gegenwärtig nur deren 150 zählt. Welche Einsbuße an kulturellen Werten bedeutet der Verfall, das allmähliche Absiterben eines solchen sozialen Körpers, der in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen worden ist! Durch die Auflösung eines solchen festgefügten Verbandes werden ja nicht nur unzählige Gefühlswerte zerstört; auch Kulturgüter der greisbarsten Art, wie insbesondere das Schulwesen, werden schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Das alles wiegt aber noch gering gegenüber der Tatsache, daß sich die neuen Siedlungen immer mehr von dem Hochlande entfernen und sich weiter ins Tiefland vorschieben, wo zwar die Bodenverhältnisse teilweise ausgezeichnet sind, wo aber das Klima weniger günftig ist, und wo sich der brasilianische Einfluß viel stärker geltend macht.

Es ergibt sich also folgender verhängnisvolle Kettenschluß: Der Raubbau führt zur Abwanderung, zur Auflösung der alten Gemeinden, zur Schwächung des Deutschtums und vielleicht auch zum wirtschaftslichen und kulturellen Riedergang der Kolonisten 1.

2. Die Monofultur.

Als bedenkliche Eigentümlichkeit der Kolonistenwirtschaft ist neben dem Raubbau die Monokultur zu nennen, die wie eingangs erwähnt, überhaupt die Wirtschaftsverfassung des ganzen Landes kennzeichnet. Freilich kann von einer Monokultur nur insofern die Rede sein, als aus Cipirito Santo fast nur Raffee exportiert wird und als auch die Broduktion für den inneren Markt sich nur auf wenige Güter beschränkt. Für die Rolonisten ift dieser Bustand jedenfalls nicht sehr gefährlich, weil sie ja ganz vorwiegend Eigenwirtschaft treiben. Benn sich der Ertrag aus dem Kaffeebau infolge schlechter Ernten oder finkender Breise verringert, so bedeutet das für sie nur eine Schmälerung in der Befriedigung von Luxusbedürfniffen. Man kann es daher verstehen, daß sie sich bisher nicht bemühen, nach anderen Exportkulturen Umschau zu halten, zumal der Kaffeebau ein sehr bequemer Produktionszweig ist. Zwar erfordert die Anlage der Kaffeeberge viel Arbeit und Sorgfalt, aber ihre spätere Pflege sowie das Ernten und die Aufbereitung verursachen wenig Arbeit.

Darüber besteht aber kein Zweifel, daß diese Einseitigkeit den wirtsschaftlichen Fortschritt hemmt und die Kolonisten in der Eigenwirtschaft und in ärmlichen (wenn auch behäbigen) Verhältnissen gesesselt hält. Welche neuen Kulturen in Espirito Santo in Angriff genommen wers den könnten, ist aber noch eine offene Frage. Zunächst könnte man jedenfalls die Produktion für den inländischen Konsum steigern; Tabak, Reiß, Vieh usw. brauchten nicht importiert zu werden. Das würde aber nicht genügen; die Hauptsache wäre es, neue Exportprodukte zu sinden.

Es scheint nun, daß in Espirito Santo für den Kakavbau vielerorts sehr günstige Bedingungen bestehen. Bon brazilianischen Fazendeiros ist auch bereits der Bersuch gemacht worden, ihn einzusühren. Der kommerzielle Erfolg ist aber bisher ausgeblieben. Denn als Märkte kommen heute nur Rio de Janeiro und Bahia in Betracht; die Transportkosten dorthin werden daher den Produzenten auch dann in

^{&#}x27; Bgl. die Auffäge von Pfarrer Brimm über Efpirito Santo.

Rechnung gestellt, wenn der Kakao in Victoria nach Europa verschifft wird.

Auch dem Andau von Faserpflanzen winkt in Espirito Santo viels leicht noch eine Zukunft. Im dortigen Urwald gedeiht jedenfalls die Agave vorzüglich; ebenso der Baumwollbaum, der besonders auf felsisgem Untergrund vorkommt, wo sonst nichts wächst. Gine andere Faserspflanze Carabicho wächst wild auf jeder Beide.

3. Der Rleinbetrieb.

Die deutschen Kolonistenhöfe in Espirito Santo sind ausnahmslos Aleinbetriebe. Der Kolonist ist Kleinbauer, der alle Arbeit allein mit seinen Familienangehörigen verrichten muß; nur bei dieser oder jener Gelegenheit nimmt er die Hilfe seiner Nachbarn in Anspruch, aber nur, soweit es sich um Aufgaben handelt, die von der einzelnen Familie nicht bewältigt werden können. Mit bezahlten Arbeitskräften arbeitet er so gut wie nie.

Es fragt sich nun, welches die Gründe dafür sind, daß in den deutschen Ansiedlungen von Espirito Santo der Aleinbetrieb herrscht, obwohl der Größbetrieb dem Aleinbetrieb beim Andau des Kaffees mindestens gewachsen und bei der Ausbereitung sogar unbedingt überslegen ist. In São Paulo vollzieht sich der Kaffeebau ja auch durchweg auf großen Plantagen.

Daß die deutschen Einwanderer als Aleinbauern begonnen haben, erklärt sich leicht damit, daß sie auch in ihrer Heimat nichts anderes als Aleinbauern, wenn nicht gar nur Tagelöhner waren. Es fehlten ihnen also anfänglich die materiellen Mittel, sowie die geistigen Fähigsteiten zur Einrichtung und Leitung großer Betriebe. Was hat sie aber beim Aleinbetrieb verharren lassen?

Die Gründe sind zunächst psychologischer Art. Der deutsche Kolonist eignet sich noch heute seiner geringen Bildung wegen im ganzen schlecht zum größeren Unternehmer, kaum zum Großbauern. Anderseits wird er unter seinesgleichen keine Tagelöhner sinden, weil keiner es nötig hat, sich in sremden Dienst zu begeben und überdies jeder aus höchste auf seine Selbständigkeit erpicht ist. Noch heute erinnern sich manche Pommern mit Grauen an die Zeit, wo sie Gutstagelöhner waren und in harter Fron standen. Zu dingende Arbeitskräfte würden sich also nur unter den Einheimischen, den Brasilianern, sinden lassen. Aber auch unter diesen würden wenige bereit sein, sich für längere

Zeit zu binden. Und selbst wenn das der Fall wäre: der Deutsche würde schlecht mit ihnen fertig werden, schon wegen seiner mangelshaften Kenntnis des Portugiesischen.

Sine weitere Eigenschaft, die den Kolonisten im Kleinbetrieb festhält, ist seine geringe Reigung zur Berbesserung seiner jezigen Lage. Er fühlt sich sehr wohl unter den bestehenden Berhältnissen, die ihm
eine behagliche, wenn auch nicht üppige Lebenssührung erlauben. Er
wüßte mit größeren Sinnahmen nicht viel anzusangen. Im Gegensat
zu dem Portugiesen und Italiener hat er kein großes Geldbedürsnis. Der
Italiener will in seine Heimat zurückkehren und sucht zu dem Zweck
möglichst viel Geld anzusammeln; die Portugiesen und Brasilianer sind,
soweit sie sich überhaupt auf ein gewisses Kulturniveau erheben, bestrebt, soviel Bermögen zu erwerben, daß sie ein angenehmes Leben
in der Stadt führen können. Der Deutsche dagegen hat große Liebe
zur Scholle und nicht das Berlangen fortzuziehen. Dies, sowie sonstige
Charakterveranlagung, hält ihn von kapitalistischen Tendenzen fern,
die ihn zum Großbetrieb führen könnten.

Der Kleinbetrieb wird überdies durch die Natur des Geländes sehr begünstigt. Das deutsche Kolonisationsgebiet in Espirito Santo hat ja durchweg bergigen Charakter. Größere ebene Flächen gibt es so gut wie gar nicht im Hochlande. Dadurch wird es sehr erschwert, größere Gebiete zu überschauen und entserntere Kunkte zu erreichen, so daß es bei landwirtschaftlichem Großbetriebe sehr schwierig wäre, die Ernten vor Diebstahl, die Mais= und Manniokselder vor Verwüstung durch Wildschweine und Uffen zu schwäßen, den Viehraub und das Ausbrechen der Tiere zu verhindern, die Arbeiten der Leute zu kontrollieren.

Allerdings besteht auch inmitten des deutschen Siedlungsgebietes einiger Großgrundbesit, so die Fazenda Milagres, die einem Brasilianer gehört und jährlich 16 000 Arrobas Kaffee produziert, so die einem Portugiesen gehörige Fazenda Botello mit 6000 Arrobas Kaffee oder die Fazenda des Italieners Benturini mit einem Ertrage von 5000 bis 8000 Arrobas. Aber in allen Fällen wird dieser Großgrundbesitg größtenteils durch Halbpächter, d. h. kleinbetrieblich, bewirtschaftet: Der Halbpächter bekommt Land und Wohnung zugewiesen und muß dafür die Hälfte des Kaffeerohertrages abliesern. Über die andere Hälfte versügt er frei; er wird aber auch diesen Kaffee in der Regel an den Fazendeiro

² Der Großbetrieb wird im Hochlande auch durch das Übereinandergreifen der Arbeiten erschwert (f. Kap. IV, 10).

verkaufen, der dann die Aufbereitung und den Weiterverkauf übernimmt. Für den übrigen Andau erhält der Halbpächter bestimmtes Land. Die darauf gebauten Produkte fallen ihm ganz zu. Meistens sind die Halbpächter Brasilianer und Italiener, zuweilen aber auch Deutsche, deren Mittel zur Bewirtschaftung eigenen Landes nicht ausreichen. Natürlich ist das System der Halbpacht in erster Linie durch die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung, die nach der Sklavenbesreiung hervorgetreten ist, aufgekommen und ist daher nicht nur auf bergigem Land, sondern auch in der Ebene allgemein verbreitet.

Beim Landbau haben wir in Espirito Santo also so gut wie gar keinen Großbetrieb. Ein solcher besteht nur hinsichtlich der Ausbereitung der Produkte, insbesondere des Kaffees. Im Tiefland herrscht in dieser Beziehung geradezu eine Tendenz zur Betriebkonzentration, die sich aus den Basserverhältnissen ergibt. Kleine Bäche sind hier selten. Es kommen also nur die größeren Basserkräfte in Betracht, deren Ausenutzung sich der Fazendeiro sichert. Oder es sind keine Basserkräfte vorhanden, so daß kostspielige Maschinen zur Gewinnung der Antriebsekraft nötig sind: man verwendet hauptsächlich Deutzer Gasmotore. Natürlich kann der Kleinbauer sich solche Maschinen nicht anschaffen. Im Tiefland ist daher vielsach der Bendist Besitzer der Kaffeereinigungsemaschinen, und der Kolonist verkauft an ihn den rohen Kaffee. Es gibt hier überdies selbständige Kaffeereinigungsbetriebe.

Gin Haupthindernis für den Großbetrieb sind vorderhand auch die schlechten Verkehrsverhältnisse, die ungenügenden Absatzerhältnisse und die mangelhafte Warenversvrgung.

4. Die Bittarbeit (Juntament).

Die notwendige Ergänzung der kleinbäuerlichen und eigenwirtschaftlichen Produktion ist das Juntament. Dies Wort der Kolonistensprache ist aus dem portugiesischen Ajuntamento entstanden, das im allgemeinen Bereinigung, Zusammenkunst, Bersammlung, und im besonderen das bedeutet, was Bücher "in Anlehnung an den bei den Südslawen dafür gebrauchten Ausdruck" als Bittarbeit bezeichnet. (Die Entstehung der Bolkswirtschaft. 9. Auflage. S. 278.) Er rechnet diese zu den Formen der Arbeitsgemeinschaft, insbesondere zur Arbeitshäufung. "Unter Arbeitskäufung verstehen wir die Ausbietung mehrerer gleichartiger Arbeitskräfte zur Bewältigung einer einheitlichen Arbeitsaufgabe, z. B. zum Aufladen einer schweren Laft, zum Schieben eines Balkens, zum Mähen einer Wiese, zum Treiben bei der Jagd. Die zu leistende Arbeit braucht an sich nicht für die Kraft eines einzigen zu schwer zu sein; es genügt schon, daß sie von ihm nicht in gehöriger Zeit vollendet werden kann, um die Verwendung einer Mehrzahl von Arbeitern vorteilhaft zu machen. Dies fällt besonders bei solchen Tätigkeiten ins Gewicht, welche an bestimmte Jahreszeiten gebunden voer von der Vitterung abhängig sind. Auch soziale Kücksichten können die Beschleunigung gewisser Arbeiten gebieten."

Die Bittarbeit besteht auch in Espirito Santo ganz in der Form, wie Bücher sie beschreibt: "Die Nachbarn werden, so oft sich ein dringendes, mit den eigenen Kräften des Hauses nicht zu bewältigendes Arbeitsbedürsnis eingestellt hat, um Hilse gebeten. Sie leisten diese zur sestgesetzen Zeit ohne anderes Entgelt als die Bewirtung, welche ihnen der Hausdater in herkömmlichen Formen bietet, lediglich in der Erwartung, bei Bedarf von den eigenen Nachbarn in gleicher Weise unterstützt zu werden. Die Arbeit vollzieht sich im frohen Wetteiser unter Scherz und Gesang; am Abend schließt sich oft ein Tanz oder eine ähnliche Lustbarkeit an."

Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Kolonisten die Bittarbeit nicht erst in Brasilien kennen gelernt haben, sondern diesen Brauch aus ihrer alten Heimat herübergebracht haben; allerdings sind die Anwensdungsgelegenheiten teilweise andere geworden, und zwar pflegt die Bittarbeit in Espirito Santo insbesondere in folgenden Fällen heransgezogen zu werden:

- 1. Beim Fosen (Sicheln mit dem Faschinenmesser). 20—30 Personen vereinigen sich zu diesem Zweck. Jeder übernimmt einen Streifen Waldland von 2—3 m zur Bearbeitung. Parallel zueinander schreiten die Leute bergauswärts. Nachzügler werden verspottet, ja, es gilt geradezu als Schmach, nicht mitzukommen. Die erzieherische Wirskung der Bittarbeit liegt also auf der Hand. Ihre Kehrseite ist: daß sie leicht zu flüchtiger Leistung führt. Man hört daher wohl von schlecht gesicheltem Walde sagen: "Das ist Juntamentsland." Wenn mit dem Fosen Weideputzen verbunden ist, so übernehmen diese Arbeit die jungen Mädchen. Das Niederlegen der Baumstämme wird in der Regel ohne Vittarbeit ausgeführt: wie mir gesagt wurde, wegen der damit verbundenen Gefahren.
 - 2. Ein Juntament (von Männern und jungen Mädchen) pflegt

ferner zum Reinigen der Kaffeeberge und zur Kaffeeernte berufen zu werden.

- 3. Beim Sausbau (nur Männer).
- 4. Bei Erkrankung einer Familie.

5. Die Arbeitsleiftung.

Auf die Frage nach der Intensität und Quantität der vom Kolvnisten geleisteten Arbeit, insbesondere auf die Frage, ob das tropische Klima ihn in seiner Arbeitsfähigkeit beeinträchtige, läßt sich eine ziemlich allgemeine Antwort geben. Denn die individuellen Unterschiede sind geringer, als man da erwarten sollte, wo ein jeder sein eigener Herr ist und wo die Fruchtbarkeit des Landes und der Spielraum des Bodens es jedem ermöglicht, das Dasein mit dem Pflücken und Verszehren von Bananen zu fristen.

Das eine steht zunächst seit: die deutschen Kolonisten arbeiten alle weit über das Maß hinaus, welches zur Gewinnung des Existenzminimums nötig ist, so daß man sagen kann, daß selbst der lässigste Kolonist, von einigen wenigen notorischen Säufern abgesehen, immer noch sleißiger und rühriger ist als der Durchschnitt der einheimischen Landbevölkerung. Dabei ist die körperliche Leistungsfähigkeit des deutsichen Urwaldbauern sehr groß, so daß er ost in kurzer Zeit gewaltige Leistungen vollbringt: bei Arbeiten, wie Waldschlagen, Haus- und Wegebau, Pikadenhauen, kommt ihm ein aus Deutschland neu einzgewanderter Arbeiter nicht so leicht gleich. Allerdings macht er hie und da weitgehenden Gebrauch von seinem Selbstbestimmungsrecht. Wenn es ihm gerade paßt, läßt er den Feierabend statt um 6 schon um 5 Uhr beginnen. Oder statt zur Arbeit, geht er zur Bende und hält sich wegen eines kleinen Einkauss daselbst stundenlang auf. Dergleichen ist aber doch ziemlich selten und beschränkt sich meist auf den Sonnabend.

Im Durchschnitt ist die tägliche Arbeitszeit nicht allzu lang. Der Kolonist erhebt sich von seinem Lager, wenn es dämmert, also im Winter kaum vor 6, im Sommer kaum vor 5 Uhr. An die Landarbeit geht er etwa um 7 Uhr. Vis $11^{1/2}$ ungefähr wird — von einer kurzen Frühstückspause abgesehen — gearbeitet, ost sehr energisch, ost recht gemächlich. Dann wird zu Mittag gegessen. Um 2 Uhr im Hochland, im Tiefland um 3 Uhr, beginnt die Arbeit wieder und dauert bis zum Dunkelwerden, im Winter also bis gegen 6 Uhr, im Sommer etwas länger. Zuweilen wird noch abends beim Lampenlicht gearbeitet: es

werden Körbe und Siebe geflochten, Reparaturen ausgeführt, Maiskolben aufgestapelt usw. Im allgemeinen geht man aber sehr früh zu Bett, wohl durchschnittlich um 8 oder 9 Uhr. Der Kolonist, der ja erst um 5 oder 6 aufsteht, hat also eine Schlasenszeit von gut neun Stunden, was bei der ermüdenden Hise und Lichteinwirkung, wie wir glauben möchten, eine Grundbedingung seiner Leistungsfähigkeit ist.

Wenn wir von der gelegentlichen Beschäftigung am Abend absehen, so haben wir hier im Winter gewöhnlich den achtstündigen Arbeitsetag. Im Sommer wird, da dann die Landarbeit teilweise sortfällt, meist weniger gearbeitet; zuweilen, z. B. während der Kafseeernte, aber mehr, und zwar bis zu 10 und 11 Stunden. Auch im Winter kommt es vor, daß die Mittagspause überschlagen wird und so 10—11 Stunden herauskommen.

Man gewinnt den Eindruck, daß die Kolonisten in Espirito Santo weniger Zeit auf die Arbeit verwenden, als die Kleinbauern und Tage-löhner in Deutschland, daß sie dafür aber zuweilen intensiver arbeiten. Zedenfalls haben sie ihre Arbeitskraft bewahrt, vielleicht sogar gesteigert.

6. Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau.

Natürlich kommen die Frauen in erster Linie für alle Arbeiten im Hause in Betracht. Sie kochen, und sie nähen und schneidern die Kleisdung für die ganze Familie, selbst die Männeranzüge. Anderseits verstehen ebenfalls viele Männer zu kochen und zu nähen.

Die Frauen wiederum sind sehr viel auch auf der Kolonie besichäftigt; sie machen hier fast alle Arbeit mit, nur daß sie sich durchsweg nicht am Waldschlag beteiligen. Biele Arbeiten, 3. B. die Kaffeesernte, werden von allen Familienangehörigen gleichzeitig ausgeführt.

Eine ausgesprochene Arbeitsteilung beobachten wir in der Wartung des Viehs: Hühner und Schweine werden von den Frauen und Kindern gefüttert, ebenso wird von ihnen das Melken der Kühe besorgt. Die Männer dagegen nehmen sich der Reittiere an.

Im ganzen ift also die Stellung der Frau in der Wirtschaft der des Mannes ebenbürtig.

7. Das Wirtschaftliche Komitee.

Wie wir gesehen haben, sind es namentlich drei Dinge, die die Wirtschaftsführung der Kolonisten kennzeichnen: der Raubbau, die

Monokultur und der Kleinbetrieb. Es wäre jedoch verkehrt, darin Zeichen wirtschaftlicher Untüchtigkeit und Unfähigkeit zu sehen. Diese Wirtschaftsweise ist vielmehr, wie ich gezeigt zu haben glaube, tief in der Natur der äußeren Verhältnisse begründet. Während nun aber der Kleinbetrieb eher ein Vorzug als ein Nachteil ist — wenigstens ist er das vom deutschnationalen Standpunkte, hemmt er doch die Versichmelzung mit dem einheimischen Element —, bedeuten Raubbau und Monokultur, besonders aber der Raubbau, eine wirtschaftliche und kulturelle Gefahr.

Aus dieser Erkenntnis heraus haben die Pfarrer der oberkirchenrätlichen Gemeinden von Espirito Santo einen Berein, das Birtschaftsliche Komitee, gegründet und eine Reihe deutscher Firmen und Bereine
in Rio de Janeiro und Deutschland für die vorliegenden Probleme intersessiert. Das Komitee hat sich als Aufgabe gesetzt, die Kolonisten zu
rationellerem Betrieb anzuleiten, um ihre Seßhaftigkeit herbeizusühren.
Die Aufgabe ist außerordentlich schwierig und vielseitig, und sie bedarf
zum Gelingen der tatkräftigen Unterstützung des deutschen Handels,
der deutschen Industrie und überhaupt aller Kreise, die überseeische
Interessen vertreten. Aber sie muß gelingen, wenn anders das Deutschstum in Espirito Santo kulturell und national gerettet werden soll.

Sechstes Rapitel.

Die verkehrswirtschaftlichen Tatsachen.

1. Allgemeines.

Der kleinbäuerlichen Wirtschaft entspricht in der Regel ein wenig entwickelter Verkehr.

Der Güter= und Menschenaustausch unter den einzelnen Wirtsschaften ist sehr gering. Wie schon festgestellt wurde, arbeitet der Kolonist fast ohne bezahlte Arbeitskräfte. Die Bittarbeit ist so gut wie die einzige Form fremder Arbeitshilfe. Selbst gegen hohen Lohn ist es schwer, Gesindedienste zu erlangen: die immer wiederkehrende Klage der deutschen Pfarrfrauen.

³ Das deutsche Kalisyndikat hat sich um die Sache besonders verdient gemacht.
Soriften 147. V.
6

Im Tieflande ist die Geldwirtschaft teilweise ein wenig weiter vorgeschritten als im Hochlande.

2. Landkauf und Landpreise.

Daß ein Kolonist Land zu verkaufen hat und dann auch einen Käufer findet, ist natürlich ziemlich selten der Fall, am häufigsten noch in Zeiten hoher Kaffeepreise. Beweggrund des Handels ist wohl meist auf seiten der Verkäuser Todesfall; Käuser ist vielsach der wohlhabende Bauer, der einen erwachsenen Sohn mit einer fertigen Kolonie ausstatten will.

Die Berkaufsbedingungen pflegen die folgenden zu sein:

- 1. Das Haus wird mit 400-600 Milreis berechnet.
- 2. Der Kaffeeberg wird je nach dem Marktpreis des Kaffees bezahlt.
- 3. Für 1 Quadra (100×100 Quadratklafter $= 220 \times 220$ qm = 4,84 ha) Waldschlag werden 250-300 Milreis vergütet. Alter Waldschlag, d. h. alte Weide, altes Maisland wird natürslich geringer bewertet.
- 4. Ferner kommt in Betracht, wieviel Urwald und wieviel Bieh vorhanden ist.

Man kann annehmen, daß eine normale Kolonie von 25 ha mit voller Einrichtung (Haus, Mascholle usw.) im Tieflande etwa 2500 Milzreis, im Hochlande mindestens 3000 Milreis wert ist.

Bur Illustration gebe ich einige mir bekannt gewordene Landverkäufe in der Gemeinde Santa Joanna, also im Tieflande, wieder:

Jahr	Größe der Kolonie ha	Jährliche Kaffeeernte in Urrobas	Preis Milreis	Befonderheiten
1911	50	300	5 000	_
1912	50	30	5 600	Guter Urwald, gute Weide, Reis= und Zucerrohranbau.
1912	100	250	16 000	Mit 40 Stück Rindvieh und 40 Schweinen.
1912	100	gering	4 4 00	Mit ungenügenden Gebäu= den, aber sehr gutem Wald.
1913	50	70	3 800	_

3. Die Verschuldung.

Der wichtigste Entstehungsgrund der Berschuldung ist der Landstauf, so daß die meisten Schulden der jetigen Kolonistengeneration aus der Zeit der letzten Kaffeehausse stammen, die den Grundstücksberkehr sehr anregte. Trunksucht und Erbschaftsprozesse haben gleichfalls in manchen Fällen zur Berschuldung geführt.

Gläubiger sind meist die Verwandten, die Nachbarn oder andere gute Freunde, die das Darlehen nur aus Gefälligkeit gewähren und nur selten gegen hhpothekarische Sicherheit. Gewöhnlich wird einsach ein Schuldschein ausgestellt. Die Folge ist, daß der Gläubiger, insebesondere wenn der Schuldner stirbt, häufig genug sein Geld einbüßt. An Zinsen werden in der Regel nur 5—6% erhoben, obwohl der landesübliche Zins in Brasilien 8—12% beträgt. Ja, man betrachtet es fast als eine Art Bewucherung, überhaupt Zinsen zu nehmen.

Kaufmännischer, kapitalistischer wenn man so will, ist das Bershältnis zu den Händlern, den Bendisten, die sich natürlich den landessüblichen Zins berechnen. Auch sie werden teilweise durch die Besichaffung von Kaufgeldern zu Gläubigern, noch häufiger aber durch eine ausgedehnte Borgwirtschaft, die aber fast nie, wie in Südsbrasilien⁴, zu drückender Abhängigkeit geführt zu haben scheint. — Die Banken in Victoria haben übrigens keinerlei Fühlung mit den deutschen Kolonisten.

Wie hoch die Verschuldung unter den deutschen Kolonisten im ganzen ist, kann ich nicht annähernd sagen. Sie ist aber wohl im allgemeinen gering. Die einzelne Schuldenlast ist natürlich selten größer als ein paar tausend Milreis, der höchste mir bekannt geswordene Betrag war 16 000 Milreis.

4. Die Vende und der Vendift.

Fast der ganze Handel im Kolonistengebiet wird von den Benden beherrscht. Die Bende — vom portugiesischen a venda — ist das Kaufhaus, wo der Kolonist sich mit beinahe allen Bedarfsgegenständen versorgt, die er nicht selber erzeugt, und wo er seine Produkte, d. h. den Kaffee, absetz. Diese Kaufhäuser liegen, wie die Kolonistenhöse,

⁴ Lacmann, S. 71 ff.

vereinzelt, in der Regel natürlich an einem wichtigen Kreuzungspunkt oder doch an einem größeren Verkehrswege, häufig in der Nähe einer Kirche oder Kapelle.

Der Handel zwischen dem Bendisten und dem Kolonisten ist halber Tausch: Der Bendist liefert die Ware zumeist nicht gegen Barzahlung, sondern rechnet sie gegen den Kaffee auf, den ihm der Kolonist nach der Ernte zuführt. Es kommt vor, besonders bei mißratener Ernte oder sinkenden Kaffeepreisen, daß der Gegenwert nicht ausreicht, was dann zur Berschuldung des Kolonisten führt. Dies Borgshstem ist nicht nur für den Kolonisten (siehe den vorigen Paragraphen), sondern auch für den Bendisten insofern gefährlich, als er riskiert, daß der Kunde ihm den Kaffee überhaupt nicht liesert, sondern an anderer Stelle verskauft und den Erlös einstedt. Italienische und brazilianische Halbepächter sollen deutsche Bendisten auf diese Weise geprellt haben.

Nicht selten wird der Bendist einem Kunden auch unmittelbar Geld vorstrecken oder eine Zahlung vermitteln. Er wird so zum Bankier der Kolonisten. — Hier und da haben sich Kolonisten an einer Bendensunternehmung mit Kapital beteiligt und zuweilen ihr Geld dabei versloren.

Die größeren Bendisten sind zugleich ihre eigenen Frachtführer: sie unterhalten Maultierzüge, die den Güterverkehr mit den Stapelpläten bermitteln, und zwar nicht nur eigene, sondern auch fremde Ware transportieren. Der Bendist pflegt ferner als Gastwirt zu fungieren, bildet die Bende doch gewöhnlich den geselligen Mittel= punkt für die ganze Nachbarschaft. Auch als Herberge wird fie benutt. Überhaupt ist der Bendist die Persönlichkeit, die der Kolonist in allen Nöten und Verlegenheiten zu Rate zieht. Je nach Bedarf muß der Bendist den Dolmetscher, den Rechts= und Birtschaftsberater oder den Arzt spielen, er muß bei den Kindern seiner Kunden Pate stehen und bei dem Tode der Eltern die Vormundschaft übernehmen. Bemeindebeschlüsse unterliegen der Borberatung in der Bende und oft entscheidender Beeinflussung durch den Bendiften. Säufig gilt fein Bort mehr als das des Pfarrers, der an sich die höchste Autorität in den Gemeinden verkörpert, und zuweilen hat der Friede der Gemeinde darunter gelitten, daß beide im Gegensatz zueinander gestanden haben.

Bei alledem sind die einzelnen Vendenbetriebe im allgemeinen recht klein. Durchschnittlich dürfte der Kundenkreis eines Bendisten 30 Familien betragen. 40 Kunden oder "Fregesen", wie es in der Kolos

nistensprache heißt (nach dem portugiesischen Freguéz), bedeutet schon viel. Mehr als 80-100 Kunden werden selbst die größten Bendisten nicht haben. Immerhin haben es schon manche zu einem Bermögen von $100\,000$ Milreis und mehr gebracht.

Die kleineren Bendisten leisten die ganze Arbeit des Betriebes, mit dem natürlich immer eine kleine Bauernwirtschaft verknüpft ist, ohne fremde Hilse; die größeren haben — außer der Begleitmannschaft der Maultiere und außer wenigen Dienstboten — im Laden einen bis drei Angestellte, die Caxéiros.

Die besonderen Anforderungen, die an die Bendisten gestellt wers den, machen es erklärlich, daß wir unter ihnen manchen Reichsbeutschen mit guter Schulbildung antreffen.

5. Der Wanderhandel.

Neben den Bendisten sind die sahrenden Händler aus dem Nachbarsstaate Minas Geraes, Minéiros, zu nennen. Die einen importieren von dort her Schlachtvieh, die anderen Maultiere und Pferde; vielsach sind es Fazendéiros, Grundbesitzer, selber, die diesen Handel betreiben. Wieder andere bringen Tabak, andere Sattelzeug, und meist ist es auch in diesen Fällen der Produzent, der als Händler austritt: auf Lastetieren führt er seine Ware mit sich, um sie an wichtigen Verkehrspunkten zur Schau zu stellen und zu verkaufen.

Dieser Wanderhandel, ein Stück altbrasilianischen Lebens, erinnert an die Urzeiten des Wirtschaftsverkehrs. Er ist jedoch im Schwinden begriffen und wird in dem Maße, wie sich die Verkehrsverhältnisse verbessern, wie insbesondere die Eisenbahn vordringt, immer mehr zurückgehen.

6. Die Maultiertruppe.

Vorderhand ist freilich noch das wichtigste Verkehrsmittel im deutschen Siedlungsgebiete das Maultier.

Der Gütertransport wird von Maultierkarawanen, Maultierzügen bewerkstelligt. Ein solcher Zug wird in der Kolonistensprache Truppe oder Troppe genannt (vom portugiesischen Tropa). Er besteht aus mehreren, gewöhnlich drei von je einem Maultiertreiber (Tropéiro) geführten Lotts (Lote) zu 10 Maultieren. Der Führer des ganzen

Zuges heißt Arrieiro. Er ist unter anderem verpflichtet, alle Tiere selbst zu beschlagen. Bei der Begleitmannschaft befindet sich in der Regel noch ein junger Bursche als Koch.

Ein Tier hat außer dem Tragsattel (Cangalhas), einem Sack Futter usw.: 8 Arrobas, 120 kg Last zu schleppen, wenn man sich auch im Einzelfalle nicht scheut, einem Tier etwa 2 Sack Mehl von je 6 Arsrobas (180 kg) aufzubürden.

Täglich ist die Truppe 4—5 Stunden unterwegs im Tempo eines bequem schreitenden Fußgängers, so daß am Tage höchstens 15—20 km zurückgelegt werden. Man muß bedenken, daß das bergige Gelände und die mangelhaften Wege das Vorwärtskommen sehr erschweren. Zwar ist jeder Kolonist verpflichtet die Wegstrecke, die durch sein Gebiet führt, in Ordnung zu halten. Die vielen Regenfälle bringen es aber mit sich, daß er nicht immer dazu imstande ist. Zeder Beschreibung spottet vollends die Versassung der meisten Wege, über die die Einheimischen zu wachen haben. Ein Hindernis rascher Fortbewegung sind auch die jedesmal zu öffnenden und zu schließenden Gatter, die Kanzellen (Cancella), die die Weiden voneinander abschließen.

Rast gemacht und abgesattelt wird bei einem Rancho, einem von Holzpfeilern getragenen Dache, einem Schuppen, welcher von vielen in die Erde gerammten Pflöcken umgeben ist, die zum Anbinden der Tiere bestimmt sind. Solche Kanchos werden — von Bendisten oder Kolo-nisten — an den wichtigsten Berkehrspunkten unterhalten und samt einem Beideplatze gegen Entgelt zur Berfügung gestellt.

Nachdem die Tiere besorgt, d. h. die Deckfelle losgegurtet, heruntersgeworfen, in der Sonne ausgebreitet, die Last und der Tragsattel absgehoben und Verletzungen behandelt sind, nehmen die Leute ihr Mahl ein, das von dem Kochjungen inzwischen unter dem Schuppen bereitet ist: in einem Kochgeschirr, das an einem Gestell hängt, welches er in aller Eile aus einigen Stäben zurechtgemacht hat.

Wie hoch die Kosten der Maultiertransporte sind, ersehen wir am besten aus einem konkreten Beispiel:

Um von Figueira am Santa Foanna bis nach Porto do Cachoeiro und wieder zurück zu gelangen, braucht eine Truppe 9—10 Tage; sie segt eine Strecke, die einschließlich aller Umwege 80 km betragen dürfte, also sechsmal im Monat zurück. In einem Monat nun ergeben sich für ihren Unterhalt die folgenden Ausgaben:

Gehalt des Führers		80	Milreis
Gehalt der 3 Treiber		200	,,
Gehalt des Kochs	 	20	"
Beköstigung der Leute .	 	150	,,
Mais für die Maultiere	 	500	,,
Weidegelder	 	150	"
Hufbeschlag	 	100	,,
		1200	Milreis

Dazu ift folgendes zu bemerken:

- 1. Ein Führer erhält im allgemeinen 60—100 Milreis Gehalt, ein Treiber 60—70 Milreis, ein Koch 20—30 Milreis.
- 2. Ein gut verpflegtes Maultier bekommt 6—8 1 Mais den Tag. Da ein Sack Mais von 80 1 7—10 Milreis kostet, so ist es nicht hoch gerechnet, wenn wir den Tagesverbrauch von 30 Tieren an Mais mit 16—17 Milreis veranschlagen.
- 3. Die Ausgabe für die Beköstigung ist mit 1 Milreis pro Mann und Tag sehr niedrig angesett.
- 4. An Weidegeld zahlt eine Truppe pro Tag und Tier meist über 200 Reis. Wenn wir also hierfür nur 5 Milreis Tagesausgaben rechnen, so ist das gleichfalls sehr wenig.

Wir sehen also, daß wir es mit einer Minimalziffer zu tun haben, wenn wir als die Monatskosten des Unterhalts einer Maultiertruppe 1200 Milreis ansehen. Dazu kommen nun noch Amortisation und Berzinsung des Anschaffungswertes der 30 Maultiere samt ihres Geschirrs. Da dieser wenigstens 10 000 Milreis ausmacht, ergibt sich dafür ein Betrag von mehr als 150 Milreis den Monat.

Wir erinnern uns, daß die Transportfähigkeit eines Maultiers 8 Arrobas, 120 kg, beträgt. Die ganze Truppe von 30 Tieren besördert demnach 240 Arrobas, 3600 kg. Um mit dieser Last sechs mal den Weg von 80 km zurüczulegen, ist nach dem Vorstehenden ein Auswand von wenigstens 1350 Milreis erforderlich. Der Transport von 1000 kg auf einer Strecke von etwa 480 km kostet also 375 Milreis, auf einer Strecke von 1 km somit 0,8 Milreis, wir können sagen 1—1,5 Mark. — Zum Vergleich sei gesagt, was Schwoller (Grunderiß II, S. 13/4) über die Kosten des Landverkehrs pro Tonne und Kilosmeter ansührt: "Wir können sie auf 20—80 Pfennige für Mitteleuropa und seine Wege 1780—1850 ansehen. Foville rechnet für die mittlere

Eisenbahnfracht in Frankreich 1831 12,8, 1865 4,8, 1877 4,7 Pfensnige; für Deutschland setzt Engel 1844 15, 1860 7,3, Cohn 1872 5,9, 1887 4,9 Pfennige als Durchschnitt an; für die Gegenwart (1898—1900) wird man 3,6—2,4 Pfennige als Durchschnitt in Westeuropa, 2,2—1,2 für Massengüter, große Entfernungen und Ausnahmetarise annehmen können."

Der ortsübliche Frachtsat für die Strecke Figueira — Porto do Cachoeiro ist 1 Milreis pro Arroba ($6^2/_3$ Milreis pro Doppelzentner)⁵. Bei voller Ausnuhung der Truppe würde sich hiernach eine Rohseinnahme von 240 mal 6, d. h. von 1440 Milreis pro Monat ergeben. Doch wird dieser Erlös fast nie erreicht, weil die Rückfracht geringer zu sein pflegt. Man kann also sagen, und das ist ein Ersahrungssah unter den Bendisten in Espirito Santo: an der Truppe wird so gut wie nichts verdient. Nur, wenn der Maultiertransport ein selbständiges Gewerbe bildet, wenn also der Führer selbst dabei der Unternehmer ist, was vielsach der Fall — besonders die Mineiros widmen sich diesem Erwerbszweige —, sind die Unkosten geringer, so daß sich ein größerer Reingewinn ergibt.

7. Die Handelshäuser in Victoria und Porto do Cachoeiro.

In direkter Berbindung mit dem Auslande stehen die Bendisten, wenn überhaupt, so doch nur in beschränktem Maße. Sie beziehen ihre Waren im allgemeinen aus zweiter oder dritter Hand, sowie sie auch den Kaffeeexport nicht unmittelbar auf den Weltmarkt leiten.

Victoria und Porto do Cachoeiro sind die beiden Zugänge, durch die das deutsche Siedlungsgebiet mit dem Weltmarkt in Verbindung steht.

In Victoria exiftieren die folgenden größeren Sandelshäufer:

	, ,	, ,		
N a m e	Nationalität	Kaffeeausfuhr von 1912 in Sack zu 60 kg		
Companhia Commercial . Hard Kand & Co	Bortugbrafilianifch Brafilianifch	117 726 116 925 20 500 152 189 28 060 33 459		
		468 859		

⁵ Der Frachtpreis für den Transport einer Efelslaft (8 Arrobas) von Santa Terefa nach Borto do Cachoeiro (20 km) beträgt 4—6 Milreis; die Rückfracht ift billiger. Man rechnet oft per Tag und Efel 3 Milreis, wenigstens bei kürzeren Reisen.

Der ganze Kaffeehandel des nördlichen Staatsgebiets ist in der Hand dieser Firmen konzentriert, so daß sie also auch die ganze Kaffeesausfuhr der deutschen Kolonisten beherrschen. Zugleich befassen sie sich mit allen Zweigen des Importgeschäfts. Sie stehen teilweise in unmittelbarer Berbindung mit einigen der größeren Bendisten des Inlandes, zumeist bedienen sie sich aber wohl der Bermittlung der Kausleute in Porto do Cachoeiro. Diese sind also die Händler zweiter Hand, jedoch nicht ohne Ausnahme, denn vielsach importieren sie auch direkt aus dem Ausland. Einige von ihnen arbeiten mit mehreren 100 000 Milreis Kapital. Zumeist sind sie deutscher Abstammung. Ihr Betrieb ist ein Mittelding zwischen einer Bende und einem Handelsshause erster Hand. Denn sie pflegen auch sehr stark das Detailgeschäft und unterhalten Maultiertruppen für den Transport ins Innere.

Dem Frachtverkehr mit Victoria dient ausschließlich der Fluß Santa Maria, denn die Bahn, die ja nur die Hälfte des Weges durch= mißt, kommt nicht in Betracht. Der Transport eines Sackes von 60 kg von Porto do Cachoeiro nach Victoria verursacht etwa folgende Kosten:

Frachtjat	•	•	٠	•		Reis
					100	′′
Kleine Sp	ejen	•	•	•		neis
					1000	ગાલાક

Der Frachtsat von 800 Reis für 60 kg bedeutet $13^1/_3$ Milreis für die Tonne. Da nun die Entfernung, für die er gilt, etwa 30 km besträgt, so haben wir für 1 Tonnenkilometer den Sat von 444 Reis, also von etwas mehr als $^1/_2$ Mark.

8. Der Raffeehandel.

Von Victoria geht der Kaffee nicht etwa über Rio de Janeiro, sondern unmittelbar ins Ausland. Von den 469 000 Sack Kaffee, die im Jahre 1912 in Victoria verschifft wurden, waren

```
301 725 Sack für Neuvrleans,

102 589 ,, ,, Neuhork,

12 176 ,, ,, Hamburg,

8 500 ,, ,, Triest,

5 150 ,, ,, Antwerpen,

35 659 ,, ,, Kio de Janeiro
```

bestimmt.

Wie die örtlichen Verhältnisse den Kaffeepreis beeinflussen, ergibt sich aus dem folgenden:

Am 6. Oktober 1913 z. B. wurde in Victoria für 15 kg 7 s 6 d, in Rio de Janeiro 8 s 8 d notiert. Die Differenz macht also über 1 s aus.

In Porto do Cachoeiro pflegt der Preis pro 15 kg um 300 Reis niedriger zu sein als in Victoria: entsprechend dem Frachtsatz, der, wie wir gesehen haben, etwa 250 Reis pro 15 kg beträgt. Auf der Rolonie wird der Raffeepreis durchschnittlich um weitere 500 Reis tiefer stehen.

Bas nun die Bewertung des Bictoria-Raffees auf dem Weltmarkt betrifft, so ist darüber zu sagen, daß der Santos-Raffee im ganzen höhere Preise erzielt: in den Bereinigten Staaten werden etwa 5%, in Hamburg etwa 10% mehr bezahlt, was sich leicht damit erklärt, daß der Raffee in Espirito Santo kleinbetrieblich gewonnen und auf sehr primitive Beise verarbeitet wird, während im Staate Sav Paulo der technisch meist besser ausgerüstete Großbetrieb herrscht, so daß dort ein einheitlicheres Produkt erzielt wird.

Übrigens wird in Victoria der Kaffee in eine helle und dunkle Qualität sortiert. Der helle Kaffee erzielt wegen seines angenehmen, weichen Geschmacks etwas höhere Preise.

Wie bereits erwähnt (siehe Einl.), ruht auf der Kaffeeaussuhr ein Wertzoll. Allwöchentlich wird in Rio de Janeiro der zu entrichtende Zollbetrag festgeset und nach Bictoria telegraphiert.

9. Die Preise der Importwaren und der Landesprodukte.

Infolge der ungünstigen Verkehrsberhältnisse und der primitiven Organisation des Handels, teilweise auch infolge der hohen Einsuhrzölle und der Währungsberhältnisse sind die Preise der aus dem Ausslande und den brasilianischen Südstaaten importierten Artikel sehr hoch. Aber auch die in Espirito Santo selber und im Nachbarstaate Minas Geraes für den inländischen Markt produzierte Ware ist nicht so billig, wie man es in einem Gebiet stark vorherrschender Eigenzwirtschaft erwarten könnte.

Ein Hauptgrund dafür scheint mir der, daß das Geld hier im wesentlichen dazu dient, Importgüter zu kaufen, daß es also in der Hauptsache Anweisung auf Importgüter darstellt; da nun deren Preise sehr hoch stehen, da die Kaufkraft des Geldes m. a. W. den Importsgütern gegenüber sehr gering ist, so ist — was sich allerdings nur

psychologisch erklärt —, seine Kaufkraft, sein Wert auch den inländisichen Produkten gegenüber gering.

In der folgenden Tabelle sei eine Reihe der wichtigsten Warenpreise wiedergegeben, wie sie im Jahre 1913 festgestellt werden konnten:

Name and A day of the A comment of the Comment of t		Preise in Milreis			
Lebensmittel	Quantum	Porto do Cachoeiro	Campinho	Jequitibá	
Importartikel: Dörrsleisch Weizenmehl Reis Raff. Zucker Grobes Salz Graupen Sago Wein (Bort. Rotwein)	10 l 1 Arroba 1 kg	1,2 13,0 4,0 9,0 0,1 — 1,2 43,0	1,3 13,5 4,5 — — — — —	1,4 14,0—14,5 5,0 11,0 — 2,5 1,8 1,2 47,0	
Landesprodukte: Gier	2 Duyend 1 kg 1 kg 10 l 1 Arroba 1 " 80 l			1,0 2,5 1,2 3,0 5,0 7,0 12,0 8,0—10,0	

		Preise in Milreis			
Sonstige (importierte) Ware	Quantum	Porto do Cachoeiro	Campinho	Jequitibá	
Retroleum Streichhölzer Seise Weißzeug Kattun 1 einfache Kasseetanne 1 kleiner weiß emaill. Eimer 1 einfache Küchenlampe 6 einfache Stühle Husteisen Husteis	40 l 10 Schachteln 1 kg 20 m 1 m — — — 60 Stüct 60 kg	18,0 	20,0	21,0 0,6 — 16,0 0,9 5,0 6,0 5,0 75,0	

10. Das Sandwerk.

Gine Durchbrechung der Eigenwirtschaft bedeutet auch die Gewerbetätigkeit der Handwerker, die allerdings immer nebenbei einen kleinbäuerlichen Betrieb bewirtschaften, so daß sie ihren wichtigsten Lebensmittelbedarf selber decken können. Es sind überdies nur wenige Handwerkszweige vertreten.

An erster Stelle ist die Sattlerei zu nennen, die in einem Lande, wo auch der ärmste Bauer sein Reittier hat, wo alle Reisen auf Maultiers- und Pferderücken unternommen werden, von besonderer Wichtigskeit ist. Die Schuhmacherei pflegt mit der Sattlerei vereinigt zu sein; der Bedarf an Schuhwerk ist freilich gering, da die Kinder durchweg barfuß gehen, und auch die Erwachsenen Schuhe fast nur an Festtagen tragen und höchstens noch beim Reiten, nicht aber bei der Arbeit. Ferner sinden wir den Schmied und den Klempner vertreten.

Schneider, Bäcker, Fleischer, Müller wird man dagegen vergebens suchen. Denn das Mehl wird importiert, während Schlachten, Backen und Schneidern zur hauswirtschaftlichen Tätigkeit gehören. Auch der Tischler ist ziemlich entbehrlich, da nur eingeführte oder selbstverfertigte Möbel benutzt werden. Zwar gibt es einige Tischler, doch sind sie Lohn-werker, d. h. sie arbeiten im Hause ihrer Kunden.

Als besondere Gewerbezweige wären noch die Brauerei und die Schnapsbrennerei anzuführen. Es handelt sich dabei natürlich nur um winzige Betriebe⁶. Im Tieflande finden wir sogar Apotheken, was sich mit dem Arzneibedürfnis der einheimischen Bevölkerung ersklärt, die dem Aberglauben und der Kurpfuscherei in so hohem Grade zugänglich ist.

11. Schlußbemerkung.

Im ganzen ist die Verkehrswirtschaft im deutschen Siedlungsgebiet von Espirito Santo noch so wenig entwickelt, daß sie das Leben der Kolonisten nur an der Oberfläche berührt.

Ein Sinken der Kaffeepreise, das für den Staat und die städtische Bevölkerung verhängnisvoll werden kann, hat daher, wie schon ansgedeutet wurde, für den Kolonisten nur geringe Tragweite. Es bedeutet

⁶ Die übrigens durchweg nicht von Deutschen betrieben werden.

für ihn eigentlich nur eine Schmälerung in der Befriedigung seiner Luzusbedürfnisse. Höchstens wäre ein Teil, aber nur ein kleiner Teil der von draußen bezogenen Nahrungsmittel als unentbehrlich zu bezeichnen. Die Kleidung, zu der die Stoffe fertig gekauft werden müssen, erfordert trot der verhältnismäßig hohen Preise, die für diese bestehen, nur geringe Ausgaben. Das zeigt uns eine Betrachtung der Hausshaltungsbudgets, der wir uns jest zuwenden.

Dritter Abschnitt. Die Lebensweise.

Siebentes Rapitel.

Die äußere Lebenshaltung.

1. Das Haushaltungsbudget.

Eine Kolonistensamilie von 8—10 Köpfen gibt durchschnittlich wohl 600—800 Milreis im Jahre aus, einen Betrag also, der dem Erlös aus dem Berkauf von 150 Arrobas Kaffee entsprechen würde¹. Manche ebenso große Familien müssen zwar mit weniger als 500 Milreis, einzelne sogar mit 300 Milreis auskommen; dafür gibt es aber auch solche, die jährlich über 1000, ja über 2000 Milreis verzehren.

Die Ausgaben einer gut lebenden Kolonistenfamilie mit sechs Kindern seinen sich etwa wie folgt zusammen:

			_
Sattelzeug, Luxusgegenstände	190	"	
Tabak, Branntwein, Bier, Reis,			
Beiträge für Schule und Kirche	402	,,	
Werkzeuge (1 Art, 2 Hebel, 2 Haden)	15	,,,	
Petroleum (20 1 pro Jahr)	10	"	
		**	
Salz (2 Sack pro Jahr)	15	,,	
Weizenmehl (6 Sack pro Jahr)	80	"	
Juster $(1^1/_2-2 \text{ kg pro Woche})$	50	"	
Vörrfleisch $(5-7^1/_2 \text{ kg pro Woche})$.	300	"	
Schuhzeug		"	
_	50	•	
Aleider	250	Milreis	

1000 Milreis

¹ Bgl. Kap. IV, 3 und Kap. VI, 8.
² In Santa Leopoldina zum Beispiel ist der jährliche allgemeine Kirchen=
beitrag 16 Milreis. Dazu kommen:
Schulgeld für ein Kind 6 Milreis
Gebühren für Umtshandlungen, sie betragen durchschnitt=
lich pro Jahr und Familie. 10
Maislieferung an den Pfarrer oder 1
Überdies Beiträge für Bauten.

Wenn nur 600 Milreis jährlich zur Berfügung stehen, dann versteilen sich die Ausgaben etwa wie folgt:

were genge	, ~	·~~				**	•••	•	•	<u>.</u>		Milreis
Werkzeuge	·Ω	ur	แล้ด	rti	fel	111	m.		_		100	
Lebensmit	tel										300	,,
Aleidung											200	Milreis

Dazu kommen die in Geld nicht zu bestimmenden Erzeugnisse der Eigenwirtschaft.

Über die Einnahmen der evangelischen Pfarrer sei hier beiläufig Folgendes erwähnt:

Außer den Akzidentien, die dem Pfarrer zufließen, erhält er aus der Gemeindekasse in Santa Leopoldina, Jequitibá, Kalisornien ein Gehalt von 2500 Milreis, in Campinho ein solches von 3000 Milreis. Dazu bekommt er vom Oberkirchenrat einen Zuschuß, der so bemessen ist, daß sich im ganzen ein Gehalt von 5000 Mark ergibt. Hinzuzurechnen ist nun noch, daß ihm von der Gemeinde Haus und Hof frei zur Bersfügung gestellt werden, und daß ihm von den Kolonisten der Mais für seine Keittiere geliesert wird.

In Santa Joanna beläuft sich das Pfarrergehalt auf 2000 Milreis. Diese Einnahme erhöht sich nur noch um die Gebühren, die der Pfarrer für seine Amtshandlungen erhebt. Da die Gemeinde dem Oberkirchensrat nicht angeschlossen ist, tritt kein weiterer Zuschuß hinzu.

Dasselbe gilt von Santa Maria. Die Einnahmen aus einer Reihe von Filialgemeinden sind aber hier noch mitzuzählen.

2. Die Wohnung.

Im Gegensatzu den kümmerlichen und schmutzigen Behausungen der brasilianischen Landbevölkerung machen die Wohnungen der deutsichen Kolonisten, die ihre alten Wohnsitten zumeist in die neue Heimat verpflanzt haben, den freundlichsten und saubersten Eindruck. Den Deutsichen in dieser Beziehung überlegen sind höchstens einzelne Schweizer. Der Italiener dagegen legt auf das Außere und Innere der Wohnung viel weniger Wert.

Wenn man sich einem deutschen Kolonistenhofe nähert, so begrüßt einen ein liebliches, höchst malerisches Johll. Ein blendend weißes häuschen mit blauen Türen und Fensterberkleidungen und mit blitzenden Scheiben, meist von einer kleinen Veranda umgeben, hebt jich scharf und weithin sichtbar vom hellen Wiesengrunde oder vom dunklen Urwald ab. Es beherrscht so vollständig das Bild, daß die schwucklosen, in Rohholz, gleichsam in Arbeitstracht dastehenden Nebensbauten, die Küche, der Maiss und der Kaffeeschuppen, der Hühnerstall und die Schweinebucht, dem immer wie im Festgewande sauber sich darbietenden Wohnhäuschen nur als Folie dienen.

Seine einfachen Linien werden dem Auge teilweise verhüllt durch die üppige Begetation des Vorgartens, wo sich das leuchtende Grün der Bananenstaude mit der Blütenherrlichkeit der Obstbäume, das düstere Gründraun des Schattenbaumes mit der Farbenpracht der sast stütets blühenden Rosen vermählt. Welch hohen Grad der Gesittung bringt das Interesse und die Mühewaltung für die Zierpflanzen zum Ausdruck! Es gibt Kolonistenfrauen, die bei all ihrer Arbeit sogar Zeit sinden, Orchideen — die allerdings dort heimisch sind — zu ziehen.

Auf der Wiese grasen Kühe und Maultiere zu beiden Seiten eines lustigen Bächleins, das Trink- und Waschwasser und Antriebskraft für die Mascholle und die Mais- und Manniokmühle spendet.

Steigt man die Treppe hinan, die zu der drei bis vier Fuß breiten Beranda führt, welche an der Längsseite des Hauses liegt und von einer flacheren Fortbildung des Daches bedeckt ist, und tritt man nun ins Innere der Wohnung, so fühlt man sich freilich ein wenig entstünscht. Zunächst gelangt man in einen größeren Kaum, die gute Stube, die als Wohnzimmer dient.

Ihr Mobiliar, im Hause selber verfertigt, ist dürftig: ein Tisch, eine oder zwei Holzbänke, eine oder zwei Truhen für Wäsche, Geld und Dokumente, eine Wanduhr, eine Nähmaschine, oft auch mehrere — je nach der Zahl der heiratssähigen Töchter —, das ist gewöhnlich die ganze Einrichtung neben einem sehr naiven Wandschmuck; selbst bei den Protestanten sindet man Heiligenbilder und Himmelsbriese neben Reklameschildern, eingerahmten Konsirmationsscheinen und Photographien. Auf einer dieser Photographien konnte der Besucher einen Bräutigam mit einwärts gedrehten Füßen und Händen würdevoll neben seiner Braut stehen sehen. Die Decke ist zuweilen gekalkt, ganzselten geölt, meist aber bleibt sie in rohem Zustande, wie auch der Fußboden, der jedoch samt den Möbeln blank gescheuert zu sein pflegt. In den Häusern nur sehr wohlhabender Kolonisten sindet man zuweilen als kostbares Schaustück einen Glasschrank zur Ausstellung

des Geschirrs. Auch die Petroleumlampe trifft man nur bei wenigen Auserwählten an; zur Beleuchtung dient im allgemeinen eine Ölsfunzel aus Blech, oft sogar lediglich eine Flasche, die mit einem Korsken berschlossen ist, durch den ein Docht gezogen ist. Merkwürdig mutet es einen bei alledem an, daß das Grammophon sich bereits in manchen Häusern einen Platz erobert hat: es kann dem einsamen Reisenden zu seinem größten Berwunderung passieren, daß ihm plötzlich aus irgendseinem stillen Winkel des Urwalds ein ganz moderner Operettentext schmetternd entgegentönt.

Während die gute Stube die eine Hälfte des Hauses einnimmt, teilen sich zwei Schlafkammern in die andere Hälfte.

In jeder befinden sich etwa zwei Betten. Im ehelichen Schlafgemach schlafen Mann und Frau oft mit den beiden jüngsten Kindern in dem einen Bett, während das andere Bett zuweilen drei bis bier Kinder aufnehmen muß. Die zweite Schlafkammer ist meist für die größeren Mädchen bestimmt.

Die größeren Knaben müssen bielfach mit dem Bodenraum fürslieb nehmen, wo ihnen als Lager meist der "Esel" dient (zwei mit Leisten verbundene und mit einem Tuch überspannte Kreuze); im Tiefslande tritt an dessen Stelle oft eine einfache Binsenmatte.

Merkwürdigerweise sind die Betten dem milden Klima nicht ansgepaßt worden. Wan ruht auf einem mit gezupftem Maisstroh gestüllten Unterbett, während sogar im Sommer und selbst hier und da im Tieflande ein dickes Federbett — wie in Pommern — als Decke dient. Die dunklen, buntgewürfelten Bezüge werden nur zu Beihnachten, Ostern und Pfingsten gewaschen. Ein jeder legt sich in voller Tagestleidung schlasen; höchstens, daß sich die Frauen eines der mehreren Röcke und die Männer der oberen Beinkleider entledigen. Freilich pflegt man die Kleidung schon vorher, nach der Tagesarbeit, zu wechseln, und die Füße, die für gewöhnlich, insbesondere während der Arbeit, unbeschuht sind, werden vor dem Zubettgehen lauwarm gewaschen.

Außer den Betten ist das einzige Möbelstück der Schlafkammer ein Spiegel; ein Baschtisch ist überflüssig, da draußen der Bach seine Stelle vertritt. Der Kleiderschrank wird durch Holz- oder Eisennägel erset.

Die Küche — mit Fußboden aus gestampstem Lehm — liegt neben dem Hause. Der Ofen ist meist ein offener Herd, eine einfache aus Steinen (die mit Lehm zusammengefügt sind) gebildete Rinne, über welcher sich in Augenhöhe eine mit Draht oder Lianen am Deckbalken

befestigte Tragstange befindet, woran die Kochgefäße mittels eines Doppelhakens hängen. Der Deckbalken dient auch zum Aushängen von Speck usw., so daß die Küche gleichzeitig Käucherkammer ist. Bielfach werden in der Küche auch die Mahlzeiten eingenommen. Bei manchen Kolonisten sindet man statt des offenen Herdes einen aus Back- oder Feldsteinen gemauerten Ofen mit Schornstein und Ofenplatte. Ein besonderer Backosen darf natürlich nirgends sehlen. Im Tieflande habe ich gesehen, wie ein Termitenhausen dazu ausgebaut war, was der Merkwürdigkeit halber erwähnt sei.

Das etwa ist das typische Bild eines deutschen Kolonistenhauses. Die individuellen Unterschiede sind recht gering, wenn man von jungen Ansiedlungen absieht, wo für eine einigermaßen behagliche Aussitattung der Wohnung weder Geld noch Zeit übrig ist. Im Hochlande kommt es nur selten, im Tieflande schon häufiger vor, daß auch ältere Höße von der Norm erheblich nach unten abweichen. Fensterscheiben betrachtet man im warmen Tieflande als überflüssigen Lugus.

3. Die Rleidung.

Arbeitskleidung der Männer im Hochlande: Hose mit Bauchriemen und Bluse, Unterhosen und Hemd, keine Schuhe und Strümpfe; im Tieflande nur Hose und Bluse.

Arbeitskleidung der Frauen und Mädchen im Hochlande: ein oder mehrere Röcke, ein oder mehrere Jacken, Hemd, Schürze, Kopftuch, weder Hosen noch Schuh und Strümpfe; im Tieflande: Jacke, Rock, Hemd, Unterrock, Schürze, Kopftuch.

Sonntagskleidung: Die ersten Schuhe und Strümpse bekommen die Kinder zur Konfirmation; die Mädchen oft Lackschuh und weiße Strümpse, dazu ein weißes Kleid mit vielen Spigen sowie roten und blauen Schleisen, als Halsschmuck eine bunte Glasperlenkette. Die Knaben erhalten außer Schuhen und Strümpsen einen schwarzen Anzug, Gurt und Filzhut.

Das Festkleid der Erwachsenen ist der Hochzeitsanzug. Die Braut trägt oft statt eines weißen ein schwarzes Kleid. Mit einem Schleier schmücken sich die Bräute nur bei den Sachsen und Schweizern. An der Hand tragen sie gerne Silberringe. Der Trauanzug der Männer unterscheidet sich nicht wesentlich vom Konfirmationsanzug, nur daß jetzt auf einen schönberzierten Gurt viel Wert gelegt wird.

4. Die Ernährung.

Die Mahlzeiten sind die folgenden: Bor der Arbeit, zwischen 6 und 7 Uhr, gibt es Kaffee und Brot mit Butter oder Schmalz. Wenige Stunden später wird ein zweites Frühstück eingenommen, das aus Kaffee und Brot, gekochtem oder gebratenem Fleisch und Eiern besteht. Zum Mittagessen, der Hauptmahlzeit, gibt es Fleisch, Knollensfrüchte, Reis, Gemüse, insbesondere Kohl, und außerdem Brot oder Bohnen und Manniokmehl. Abends, zwischen 7 und 8 Uhr, hat man wieder Kaffee, Brot und Eier. Im übrigen werden die Reste des Mittagessens berzehrt. Sonntags ist das Menü etwas mannigsaltiger. Geslügel, Hühnerbrühe, Pfirsichs oder Milchsuppe kommen auf den Tisch. Im einzelnen ist nun über die Nahrungsmittel Verschiedenes zu sagen:

1. Fleisch wird recht viel, wie wir gesehen haben, täglich zweis bis dreimal, genossen. In der Hauptsache wird Rinds, Schweines und Geflügelsleisch konsumiert (s. Kapitel IV, 8). Eine Familie von acht bis zehn Kindern schlachtet alle 4—8 Wochen ein Schwein, das in Salz, selten in Fett konserviert wird. Ab und zu, aber nicht alle Jahre, wird ein Kind geschlachtet. Das Fleisch wird, wenn man es nicht mit Schweinesleisch vermischt zu Wurst verarbeitet, entweder eingepökelt oder als Dörrsleisch ausbewahrt. Zumeist wird das Dörrsleisch (Carne secca) importiert. Der Konsum hiervon ist am größten in den Gebieten mit geringer Viehzucht, in Campinho und Santa Leopoldina. Dörrssleisch, das für eine Europäerzunge im allgemeinen kein Leckerbissen ist (wenigstens in der brazilianischen Zubereitung), gilt auch dem im Lande geborenen Kolonisten in der Regel als ein Surrogat, mit dem er nur vorlieb nimmt, wenn kein anderes Fleisch zu haben ist.

Im Tieflande werden ziemlich viel Fluffische gefangen und durch Dörren und Räuchern konserviert. Gier, Käse und Butter — das sei noch hervorgehoben — spielen bei der Ernährung der Kolonisten eine große Rolle.

2. Brot wird zu allen Mahlzeiten — teilweise mit Butter oder Schmalz — in großen Mengen gegessen. Im allgemeinen wird Maissbrot konsumiert (Kapital IV, 5), in das man zerriebene Cara oder Batate und ferner ein wenig Beizenmehl hineinzubacken pflegt. Exist ein sehr dichtes, an die Verdauungskraft große Unforderungen stellens des Gebäck. Ühnliches ist vom Beizenbrot der Kolonisten zu sagen,

dem viele Eier zugesett werden. Der Genuß von Weizenbrot gilt als Luxus. Nur an Festtagen kommt es daher auf den Tisch. Eine wohlshabende Kolonistensrau, die mir von ihren Zukunstsplänen erzählte, meinte, wenn ihre Kinder erst alle versorgt seien, würde sie nur noch Weizenbrot essen. — Roggenbrot ist nicht bekannt.

Besondere Erwähnung verdient ein schiffszwiebackähnliches Gebäck, Roske genannt (vom portugiesischen Rosca, d. h. Kringel), das für die Kolonisten oft tagelang das einzige Nahrungsmittel ist, wenn sie sich auf die Jagd begeben oder in anderer Beise fern von ihren Boh-nungen tätig sind.

- 3. Schwarze Bohnen mit Farinha, d. h. Manniokmehl (Kapitel IV, 6, 7), das brafilianische Rationalgericht, ist auch für den deutschen Kolonisten eine fast tägliche Speise geworden. Den jungen Unsiedlern, die zum Brotbacken und Schlachten noch nicht kommen, bedeutet es überhaupt beinahe das einzige Nahrungsmittel.
- 4. Von den Knollenfrüchten ist am beliebtesten nach der Kartoffel, die aber fast gar nicht gezogen wird, die süße Manniokwurzel (Aipim); sie hat mit jener auch im Geschmack die größte Ühnlichkeit. Hierauf kommt dem Grade der Wertschätzung nach die weiße Taja, dann die gelbe, dann die Batata: die "süße Kartoffel", an die sich noch nicht alle Kolonisten gewöhnt haben.
- 5. Reis wird häufig gegessen. Er wird größtenteils importiert (Kapitel IV, 7).
- 6. Gemüse wird längst nicht in solchen Mengen angebaut, als es, wenigstens im Hochlande, möglich wäre, wohl hauptsächlich dese wegen, weil die Leute die Zubereitung nicht verstehen. Im Hochlande wird nur viel Kohl konsumiert, besonders Weißkohl, weniger Kot= und Wirsingkohl. Im übrigen kennt der Kolonist nicht viel mehr als die folgenden Gemüsearten: Steckrüben, rote Beete, Kopfsalat, Kürdis, Gurke, Xuchu (Kapitel IV, 7). Im Tieslande hat man noch weniger Gemüse als im Hochlande.
- 7. Bananen werden, wenn nicht roh verzehrt, in verschiedener Form zubereitet. Bestimmte Sorten eignen sich besonders dazu, mit der Schale gekocht zu werden. Neben diesen Kochbananen gibt es die Bratbananen, die geschält und in Fett geschmort werden; mit braunem Zucker überstreut geben sie eine schmackhafte Nachspeise.
- 8. Auf Obst wird sonst wenig Wert gelegt. In Betracht kommt hauptsächlich die Pomeranze (Laranja) und die Pflaume (Ameixa).

Im Backofen gedörrte Pfirsiche werden als Kompott gegessen. Pfirsich= suppen mit Mehlklößen sind ein beliebtes Gericht.

9. Kaffee ist das Hauptgetränk. Tee und Wein werden so gut wie gar nicht genossen. Der Bier- und Schnapskonsum ist dagegen beträcht- lich. Milch wird wenig getrunken; nur dicke Milch wird im Tieslande sehr geschätzt.

Wir sehen, daß dem Kolonisten im ganzen eine recht kräftige Kost zur Verfügung steht. Allerdings ist sie ziemlich eintönig, weil die Zusbereitung sehr einfach und wenig würzig zu sein pflegt. Vor allem läßt man es auch an der täglichen Abwechselung sehlen.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Gepflogenheiten beim Einnehmen der Mahlzeiten ebenso schlicht sind wie die Kost selbst. Die Abneigung, mit den Tischnachbarn aus ein= und demselben Gefäße zu trinken oder zu essen, besteht noch nicht. Anderseits ist mir aufsgefallen, daß der Gebrauch des Tischtuches ziemlich verbreitet ist. Selbst arme Kolonisten leisten sich zuweilen diesen Luzus, und zwar nicht nur zu Ehren des Gastes.

Alles in allem finden wir, daß die Kolonisten, wie in Kleidung und Wohnung, so auch bei der Ernährung die Gewohnheiten der alten Heimat möglichst beibehalten haben.

5. Die Hochzeitssitten.

Auch die Feste werden im allgemeinen nach alter Beise geseiert. Bei den Hochzeiten hat sich das Bild freilich insofern geändert, als in Espirito Santo der Weg zur Kirche ganz allgemein, von Männern wie Frauen, im Sattel zurückgelegt wird. "Auf geschmückten Maultieren oder Pferden reiten die Brautleute zur Kirche, gefolgt von den Brautführern und Brautjungfern, die hin und wieder auf dem Wege im Chor ein helles oder dröhnendes Jauchzen anheben, das weithin über Wald und Weide dringt und den Brautzug schon von ferne meldet. Der Hochzeitsbitter ist der vorderste; oft schwingt er eine bekränzte Flagge in der Sand. Er ist's, der die Gaste alle einlud. Den Sut mit bunten Bändern geschmückt, so war er auf bekränztem Tiere ausgezogen. Wo er jemanden einzuladen hat, da tritt er, nachdem er vielleicht durch das landesübliche händeklatschen vor dem hause seine Anwesenheit gemeldet hat, unaufgefordert ins Zimmer hinein, geht im Rreise umher und bringt dabei seinen Auftrag in Reimen an. Dann läßt er sich auch wohl stärken, wenn man ihn nicht vorher schon zu sehr gestärkt hatte; doch pflegen sich die jungen Leute, die das Amt des Hochzeitsbitters übernommen, der Wichtigkeit und Würde desselben entsprechend zu verhalten. Ift eine weibliche Person eingeladen, so nimmt sie alsbald ein schönes buntes Kopftuch und steckt's dem Hochzeitsbitter mit einem Zipfel auf einer Schulter fest, daß es lang über dem Rücken hängt. Mit seinem schwarzen buntbebänderten Schlapphut und der Menge vielfarbiger Tücher auf bekränztem Maultier sitzend, sieht der junge Bursche in der Tat malerisch aus."

Der sich an die kirchliche Trauung anschließende Schmaus mit nachs jolgendem Tanz findet im Elternhause der Braut statt, das zur Feier des Tages mit Palmiten und Blumen reich geschmückt wird. Zwischens durch wird nach brasilianischer Sitte am hellen Tage ein lebhaftes Raketenseuer veranstaltet, das die auf dem Hose angebundenen Keitstiere natürlich in die größte Aufregung bringt.

Die Gründung einer Familie bedeutet im allgemeinen auch die Gründung eines neuen Kolonistenhoses. Gewöhnlich erhalten die Söhne schon im Kindesalter ihr Land, das die Familie alsbald langsam zu bearbeiten beginnt. Es kommt auch vor, daß der Bater dem erwachsenen Sohne eine vollständig eingerichtete Kolonie kauft. Jedenfalls betrachtet man es als eine der wichtigsten Elternpflichten, die Söhne mit Land auszustatten. Die Frau bringt in die She als Mitgist außer ihrer Arbeitskraft (die für den Kolonisten die Hauptsache ist) gewöhnlich eine Kuh, welche schon als Kalb ihr zugesprochen war, zuweilen sogar auch ein Pferd samt Sattel oder doch den Sattel allein, kerner ein Federbett, eine Truhe mit Kleidung und Wäsche, eine Nähmaschine, Küchengerät und Geschirr. Bargeld dagegen geben nur sehr wohlhabende Kolonisten ihren Töchtern mit.

6. Begräbnisbräuche.

Zu den Eigentümlichkeiten, die das Landschaftsbild des deutschen Siedlungsgebiets kennzeichnen, zählen die vielen kleinen Friedhöfe, die malerisch inmitten des schweigenden Urwaldes liegen. Ihre große Zahl ist die natürliche Folge der Siedlungsweise, der großen Entfernung der Gehöfte voneinander.

Die Bestattung pflegt einen Tag nach dem Eintritt des Todes zu erfolgen; im Sommer muß sie der hitze wegen oft noch mehr be-

³ Wernicke, a. a. C. S. 129, 130.

schleunigt werden. Der Tote wird in seinen Festtagskleidern in den Sarg gelegt, der übrigens erst geschlossen wird, nachdem der Pfarrer die Andacht gehalten hat und die Leidtragenden an den Berstorbenen heransgetreten sind, um ihm zum letzten Male die Hand zu drücken.

Wie sich der Leichenzug — voran der rohgezimmerte Sarg, den Angehörige oder Freunde des Toten auf den Schultern tragen — den schmalen Saumpfad entlang, von den Baumriesen des dunklen Waldes gewaltig überragt, zur letzten Ruhestätte hin bewegt, gehört zu den eins drucksvollsten Szenen des Kolonistenlebens.

Uchtes Rapitel.

Die gesundheitlichen Verhältnisse.

1. Der Gesundheitszustand einst und jest.

Für die ältere Zeit liefert uns ein einigermaßen brauchbares Material über den Gesundheitszustand das Kirchenbuch von Campinho. Zunächst sehen wir, daß bis zum Jahre 1860 auf 73 Geburten 34 Todesfälle, im Jahrzehnt 1901/10 dagegen auf 731 Geburten nur 127 Todesfälle kamen (s. Kapitel III, 2). Früher räumten Malaria, Gelbes Fieber, Thphus, Ohsenterie, Wurmkrankheit (Opilação) unter den Ansiedlern auf. Viele Frauen starben im Wochenbett. Schlangenbisse und Unsglücksfälle beim Waldschlag kamen als Todesursache hinzu.

Die so günstige Berschiebung des Verhältnisses zwischen Geburten und Sterbefällen erklärt sich teilweise damit, daß sich die wirtschaftslichen Verhältnisse gebessert haben, die Entbehrungen geringer und die Arbeit leichter geworden, teilweise wohl auch damit, daß mit dem Zurücktreten der Wälder das Klima an Feuchtigkeit verloren hat, während die Mücken und sonstiges krankheitübertragendes Ungezieser mehr und mehr verschwunden sind. Die zunehmende Anpassung an das Klima und die übrigen Verhältnisse wird auch wesentlich dabei mitzgespielt haben: die im Lande Geborenen sind, wie man annehmen muß, weniger empfindlich gegen gewisse schalliche Einflüsse. Man braucht nur darauf hinzuweisen, wie schwer es den ersten Kolonisten gesallen ist, sich an das brasilianische Nationalgericht, Bohnen mit Mannioksmehl, zu gewöhnen.

Heute kann man die populationistischen Verhältnisse im Hochland von Espirito Santo als etwas Außerordentliches bezeichnen. Denn wo fonft in der Belt berhalten fich die Geburten zu den Sterbefällen wie 6:1, wo sonst ist die Sterbeziffer nicht höher als 8 bei einer Beburtenziffer von $48^{0}/_{00}$?

2. Die Sterblichkeit der einzelnen Altersklaffen.

Wie sich die Sterbefälle auf die einzelnen Altersklassen verteilen, ersehen wir aus der folgenden Tabelle:

Es starben im Alter	Campinho 1	S.Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien
von:	Personen	Perfonen	Perfonen	Perfonen
unter 1 Jahr	20	14	63	31
	13	11	62	38
	49	29	104	33
	43	28	77	35
	125	82	306	137
	(127)	(83)	(308)	(137)

Abfolute Bahlen. - Jahrzehnt 1901-1910.

Die in Klammern unter die Summen gesetzten Bahlen find die vollen Sterbeziffern (vgl. Rapitel III, 2); daß in der vorstehenden Tabelle die Zahl nicht vollständig ist, kommt daher, daß hier und da das Geburtsjahr in den Kirchenbüchern nicht vermerkt war, so daß die betreffenden Sterbefälle außer acht gelassen werden mußten. Über= haupt sind die Angaben schwerlich ganz so zuverlässig, wie es wohl zu wünschen wäre, so daß auch die folgende Berechnung nur bedingten Wert hat.

Von 100 Geftorbenen standen im Alter von	Campinho	S. Leopoldina	Jequitibá	Kalifornien
unter 1 Jahr	16,0 10,4 39,2 34,4	17,1 13,4 35,4 34,1	20,6 20,3 34,0 25,2	22,6 27,7 24,1 25,6
	100,0	100,0	100,0	100,0

Prozentuale Zahlen. - Jahrzehnt 1901-1910.

¹ Hier außerdem 17 Totgeburten, soweit festgestellt.

Durchschnittlich sind im Hochlande von Espirito Santo 20% aller Gestorbenen Kinder unter einem Jahre. Für Deutschland lautete diese Jahl 1912 — um dieses Jahr herauszugreifen — 27%. Der Bersgleich fällt noch weit mehr zugunsten von Espirito Santo aus, wenn wir das Verhältnis zu der Geburtenzahl betrachten:

	Sterbefälle der Kinder unter 1 Jahr	Geburten	Prozentuales Verhältnis beider Zahlen= reihen
Campinho	20	731	2,7
	14	497	2,8
	63	1343	4,7
	31	734	4,2

3 ahrzehnt 1901-1910.

In Deutschland kommen auf 100 Lebendgeborene 15—20 im ersten Lebensjahr Gestorbene. Man vergegenwärtige sich, was dieser Untersichied bedeutet! Es ist einem fast, als ob man es mit ganz anders organisierten Lebewesen zu tun hätte. Oder trügen die Zahlen? Aber selbst wenn wir für Espirito Santo 5% statt 2,7 bis 4,2% annehmen, was jedoch sicher viel zu hoch gegriffen ist, so wäre das eine erstaunlich geringe Zahl.

Wenn wir die Reihenfolge der Gemeinden hinsichtlich der Säugelingssterblichkeit betrachten, so fällt uns auf, daß diese Reihenfolge genan der Höhenlage entspricht: Die höchstgelegene Gemeinde, Zequistibá, hat auch die größte Säuglingssterblichkeit, dann folgt der Höhe wie der Säuglingssterblichkeit nach Kalifornien, dann Santa Leopoldina, dann Campinho. Ich wage es freilich nicht, die angeführten Zahlen als Beweis dafür hinzustellen, daß die Sterbenswahrscheinlichkeit der kleinen Kinder — sei es auch nur innerhalb gewisser Grenzen — mit der Höhe zunimmt, wenngleich mir gesagt wird, daß die starken Temperaturschwankungen im Hochland für die Gesundheit der Säugelinge sehr nachteilig seien.

Verhältnismäßig groß ist in Cspirito Santo die Sterblichkeit der Kinder von 1-10 Jahren; und zwar ist, wie wir hinzusezen müssen, das zweite dis fünste Lebensjahr am meisten gefährdet. Kinder im schulpflichtigen Alter sterben sehr selten. In Deutschland beträgt die Sterblichkeit der Kinder von 1-10 Jahren etwa 10% der gesamten

Sterblichkeit, also ungefähr 6 % der Geburtenzahl, in Espirito Santo hingegen etwa 20 % der gesamten Sterblichkeit, was allerdings hier nur 3-4 % der Geburtenzahl ausmacht.

Daß die Kolonisten im Durchschnitt ein hohes Alter erreichen, geht schon aus der geringen Gesamtsterbeziffer hervor. Zwar haben in Espirito Santo, wie in Deutschland, nur 30% der Gestorbenen ein Alter von über 60 Jahre erreicht; da aber in Espirito Santo die höheren Altersklassen bei der großen Geburtenzahl viel schwächer bessetz sind, als in Deutschland, so bedeutet das, daß dort verhältnismäßig mehr Leute das Greisenalter erreichen, als bei uns. Ich habe eine ganze Reihe von Kolonisten kennen gelernt, die sich mit 70 und 80 Jahren großer Küstigkeit erfreuten.

3. Die Rrankheiten.

Von ärztlicher Seite liegen hierüber leider keine Mitteilungen vor, so daß wir uns mit den Angaben der Pfarrer begnügen mussen?.

Als die häufigste Ursache der Säuglingssterblichkeit finden wir in den Kirchenbüchern "Krämpse" und "Brechdurchfall" verzeichnet. Man wundert sich, daß der Brechdurchfall im ganzen nur wenig Opser fordert, wenn man sieht, daß schon kleine Kinder von drei, vier Mosnaten ost statt Milch zwar kein Fleisch, aber Bohnen, Nudelsuppe, Kaffee bekommen. Oder sollte das die richtige Diät sein? Ein übler Brauch ist der, daß man selbst den kleinsten Kindern, um sie einzuschläfern, Schnaps verabreicht 3: zuweilen vielleicht eine Ursache der Krämpse. Auch Keuchhusten unter den Kindern kommt oft vor. Disphtheritis dagegen tritt, wenn überhaupt, nur sehr selten auf. Im übrigen läßt sich solgendes beobachten:

Obwohl die brasilianische Bewölkerung in Espirito Santo von Zeit zu Zeit unter schweren Epidemien zu leiden gehabt hat 4, sind die deutsschen Kolonisten, zumal die des Hochlandes, wenig davon betrossen worden. Im Jahre 1894/1895 z. B. trat das Gelbe Fieber in Bictoria und Porto do Cachoeiro auf. Manche der in diesen Städten wohnenden Europäer sielen der Epidemie zum Opfer, die Kolonisten blieben aber mit wenigen Ausnahmen verschont. Bald darauf suchte die Cholera

² Die folgenden Bemerkungen darüber haben daher nur sehr bedingt en Wert.

³ Bon kompetenter Seite nachträglich bestritten.

⁴ Mensagem do Presidente vom 17. September 1895, S. 6 ff.

Cachoeiro do Itapimirim und überhaupt den ganzen Süden des Staates heim, drang aber nicht in das deutsche Siedlungsgebiet vor. Um diesielbe Zeit wüteten, besonders in der Hauptstadt, überdies die Pocken. Die Seuche griff auch in die deutschen Kolonien hinüber, forderte hier aber wenig Menschenleben. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob damals schon die Pfarrer Impsungen vorgenommen haben: jedenfalls haben sie das vor einigen Jahren mit Erfolg getan, als die Pockengefahr wieder auftauchte.

Als endemische Tropenkrankheiten des deutschen Siedlungsgebiets von Espirito Santo kann man Malaria und Dysenterie bezeichnen. Sie treten aber fast ausschließlich in den Niederungen auf. Auch schwere Herzleiden kommen namentlich im Tieflande vor: einerseits wohl als Folge von Fiederkrankheiten, anderseits hervorgerusen durch Überanstrengungen, zu denen bei dem warmen, seuchten Klima die Landarbeit leicht führt. Die häufigsten Todesursachen sind im übrigen, und zwar sowohl im Hochs wie im Tiefland, Typhus, Krebs, Kindbettssieder. Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß mancher Todesfall durch Schlangendiß herbeigeführt wird. Bei der großen Zahl der in Espirito Santo heimischen Giftschlangen — am bekanntesten ist eine Art Klapperschlange, die Surucucu — ist der Schlangendiß keine Seltenheit, zumal die Kolonisten meist barzuß gehen. In der Mehrzahl der Källe vermag man aber den Gebissenen zu retten.

Schwindsucht soll unter den Kolonisten sehr selten sein. Hitzichläge und Sonnenstiche sind unbekannt. Geschlechtskrankheiten sind, wie es scheint, nicht vorhanden.

Eine Krankheit, die früher viele Opfer forderte, und zwar besonders unter den Halbwüchsigen, ist die Burmkrankheit (Ankylostomiasis), brasilianisch Opilação, die zu schwerer Blutarmut führt. Sie tritt auch gegenwärtig noch häufig auf, ist aber dank den medizinischen Fortsichritten nicht mehr lebensgefährlich.

Besondere Erwähnung verdient ein ebenfalls ziemlich harmloses Leiden, von dem fast jeder neue Ankömmling aus Europa befallen wird, die sogenannten Klimawunden: Zunächst bilden sich, gewöhnslich an den Beinen, kleine Pusteln, die ungemein jucken. Allsmählich entsteht an der betreffenden Stelle eine furunkelartige Ansichwellung, die schließlich eitrig aufbricht. Dann bildet sich eine bis 5 mm dicke Kruste. An ihrem Kande beginnt nun eine eitrig wässerige Flüssigkeit herauszutreten, der Schorf löst sich ab, und das Fleisch tritt

hervor, so daß die Stelle kraterartig erscheint. Die Flüssigkeit trocknet wieder, und der Rand beginnt von neuem zu nässen. Das wiederholt sich mehrmals und führt zu marks und talergroßen Wunden. Diese Hautkrankheit ist zwar ungefährlich, aber höchst lästig und oft von monatelanger Dauer. Biele sind der Meinung, daß diese Wunden durch die kleinen Zecken (Carrapato, in der Kolonistensprache Karabatten) hervorgerusen werden, die sich an der Haut des Menschen festsiehen. Die herrschende Vorstellung ist, daß die Genesung ein Zeichen der vollendeten Ukklimatisation sei; daher die Bezeichnung: Klimaswunden.

Reben den Zecken gehören zu den kleinen Plagen des Landes die Sandflöhe, die sich meist unter den Fußnägeln einnisten und oft nur unter Schmerzen entfernt werden können. Sie spielen selbst im Leben des wenig sensiblen Kolonisten die Rolle jener Kleinigkeiten, die bei vereinter Wirksamkeit das irdische Dasein aller Freudigkeit berauben können.

4. Die Hygiene.

Alls bemerkenswerte Tatsache sei zunächst festgestellt, daß in den deutschen Siedlungen weder Hebammen noch Arzte tätig sind. Zwar leben in den Städten, in Porto do Cachoeiro und Victoria, eine Reihe von brasilianischen Medizinern, aber aufs Land hinaus gehen sie nicht oder nur für Honorare, die in den einfachsten Fällen 300—500 Milreis betragen und soviel wohl auch betragen müssen, da jeder Besuch eine oder mehrere Tagereisen erfordert. Für den Kolonisten sind es jedensfalls unerschwingliche Summen, ganz abgesehen davon, daß der Arzt oft zu spät kommen würde.

Die Rolle des Arztes muß daher der Pfarrer oder der Bendist oder auch ein kundiger Kolonist übernehmen, die alle durchweg aber nur einfache Hausmittel zur Anwendung bringen können. Eine chasakteristische Figur auf der Kolonie ist auch der "Schlangendoktor", den Wernicke sehr hübsch wie folgt gezeichnet hat 5: "Berstreut in der Kolonie gibt es einige wenige Leute, die sich den Kuf einer besonderen Geschicklichkeit in der Behandlung von Schlangenbissen erworben haben. Sie sammeln sich eine Klientel in ihrem Bezirk; jedes Mitglied dersselben zahlt ihm jährlich eine Abgabe von 2—4 Milreis, wofür er verpsclichtet ist, seinen Kunden ohne Extravergütung im Bedarssfalle

⁵ S. 109.

zu behandeln. Der Schlangendoktor ist mithin sozusagen eine Art von Kassenarzt. Auf den einen oder anderen von ihnen blickt man wohl mit einer Art abergläubischer Scheu, als hätte er gar einen Bund mit dem Bösen als dem Gebieter der menschenseindlichen Schlangen geschlossen, und erzählt sich von seiner angeblichen Herrschaft über lebendige und tote Vertreter dieser Reptilien gar seltsame Geschichten, während anders seits der Schlangendoktor mitunter auch bemüht ist, sich mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben."

Das wirklich rationelle Verfahren, die Anwendung des Schlangensiftserums, welches im berühmten Schlangeninstitut des Staates Sav Paulo hergestellt wird, ist bei den Kolonisten kaum bekannt. Freilich fällt es nach meinen eigenen Erkundigungen sehr schwer, das Serum zu erhalten, da die Produktion den großen Bedarf nur teilweise zu becken bermag.

Die Pflege, die den Kranken zuteil wird, spricht — wie bei uns auf dem Lande schließlich auch — allen Regeln der Hygiene Hohn. Die Bettwäsche wird während der ganzen Dauer der Krankheit nicht häufiger gewechselt als sonst, unter Umständen also monatelang nicht. Die Fenster des Krankenzimmers, das den übrigen Familienmitgliedern, wie sonst auch, als Schlafraum dient, bleiben trotz des milden Klimas sorgfältig geschlossen. Die Krankenkost besteht im wesentlichen aus denselben schweren Speisen, die der Gesunde genießt. Dabei herrsicht der unvernünftige Brauch, daß die Nachbarn den Schwers, ja den Totskranken mit Besuchen überhäufen, um sich nach seinem Besinden zu erkundigen, wobei unter Umständen über die bevorstehende Auslösung in der selbstverständlichsten Weise gesprochen wird.

Auch im übrigen lassen die hygienischen Verhältnisse sehr viel zu wünschen übrig. Aborte gibt es nicht. Der Auswurf wird oft in das fließende Wasser geworfen. Die Verbreitung von Seuchen wird ferner dadurch begünstigt, daß Schweineställe und Ententeiche an die Väche und Flüsse gebaut werden.

Es kommt hinzu, daß der Alkoholkonsum sehr groß ist. Hauptsächlich wird ein aus Zuckerrohr gewonnener Schnaps (Cachaça, in der Kolonistensprache: Kaschaß) getrunken. Auch viel Bier wird konsumiert, Wein dagegen fast gar nicht. Schnaps und Bier gehören zwar im allgemeinen nicht zu den Getränken, die man im Hause und bei der Arbeit zu sich nimmt. Man beschränkt vielmehr den Genuß in der Regel auf bestimmte Gelegenheiten. Diese stellen sich aber recht zahlreich ein, gilt doch schon der Besuch einer Bende oder die Bitt= arbeit als vollkommen ausreichender Trinkanlaß.

Notorische Säufer, d. h. solche, die durch ihr Laster den Wohlstand und das friedliche Zusammenleben ihrer Familie untergraben, gibt es wohl in jeder Gemeinde, unter den 120 Mitgliedern von Santa Leopoldina z. B. etwa drei bis vier. Wenn man diejenigen mitzählen will, die zwar viel trinken, die sich dadurch aber nur zu Beleidigungen und Prügeleien verleiten lassen, ohne ihre Familie ins Verderben zu reißen, so muß man in Santa Leopoldina drei bis vier weitere hinzurechnen. Die Gemeinde des Tieslandes Santa Cruz gilt unter den Kolonisten als die "versoffenste"; dort sollen auch einige notorische Säuferinnen zu finden sein.

Wie erklärt es sich nun, daß trot alledem der Besundheitszustand so überaus günstig ist? Was den Alkoholgenuß betrifft, so können wir uns jagen, daß er bei der starken körperlichen Arbeit der Rolonisten und bei den geringen Anforderungen, die die schlichte Lebens= führung an das Bentralnervenftiftem ftellt, nur wenig Schaden ftiften kann. Und die Gefahren der Unsauberkeit erscheinen uns gering, wenn wir an die herrschende Einzelsiedlung, an den unbeschränkten Wohn= raum denken; denn was in den Städten ein Verbrechen gegen die Volks= gesundheit wäre, ist in den Urwaldbergen eigentlich nur ein harmloser Berstoß gegen das Ästhetische. Schwieriger schon ist es zu verstehen, daß sich die ungenügende Krankenpflege und die Abwesenheit von Ürzten und Hebammen nicht geltend macht. Freilich könnte man argumen= tieren, diese Berhältnisse seien dazu angetan, eine gesunde Auslese zu bewirken. Man könnte z. B. darauf hinweisen, daß unsere Rassen= biologen die Befürchtung aussprechen, infolge unserer hochentwickelten Bebärtechnik werde die Bebärtüchtigkeit der Raffe allmählich herabgesett. Die Deutschen leben in Espirito Santo aber erst seit zwei bis drei Generationen, so daß die Ergebnisse einer zweckmäßigeren Auslese kaum sichtbar geworden sein können. Allenfalls ließe sich behaupten, daß die Deutschen, die nach Cspirito Santo ausgewandert sind, besonders gesundes Menschenmaterial gewesen seien. Gewiß ist, daß die Einfachheit der Lebensweise, die Abgeschiedenheit von dem großen Welt= getriebe, die Ginformigkeit des Daseins, die ausreichende Ernährung, der reichliche Schlaf, die genügende, dabei nur felten übermäßige Arbeit Dinge find, die das Kolonistenleben in mancher Beziehung dem Ideal einer Naturheilanstalt naheruden und gegen die vielen Sunden auf

hhgienischem Gebiete aufgerechnet werden müssen. Überdies ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung gar nicht unter Geschlechtsstrankheiten und deren Folgen zu leiden hat.

Wie sehr wir aber auch nach verschiedenen Gründen für die überaus günstigen Gesundheitsverhältnisse suchen, wir werden fast mit Gewalt darauf hingewiesen, daß sie sich vollständig nur mit dem Klima erklären lassen.

5. Der Einfluß des Rlimas.

Jedenfalls dürften wenige Gebiete der Erde der menschlichen Gesundheit zuträglicher sein als die Bergwälder von Espirito Santo, wo die Tageshitze nicht übermäßig seucht ist, und die Nächte meist kühl sind, und wo im Winter recht frische Regenperioden einen wohltätigen Ausgleich für die schwülen Bochen der Sommerzeit schaffen.

Die Gunst des Klimas wird schon durch das Aussehen der deutschen Landesbewohner bestätigt.

Die Kinder sind frisch im Wesen und gut gewachsen. Die Gesichts= farbe ist vielleicht etwas dunkler und weniger rosig als die unserer Bauernjungen und =mädchen, aber keineswegs ungesund.

Bei den Männern ist zweisellos in Körperhaltung, Wuchs und Gesichtsausdruck eine Annäherung an brasilianische Art zu beobachten. Lamberg gibt durchaus nicht den Thpus des Kolonisten in Spirito Santo wieder, wenn er von den mammutähnlichen Knochen der dortigen Pommern spricht⁵. Sie sind vielmehr hager und schmal von Wuchs, vielleicht auch kleiner als ihre Väter, doch sind es sehnige und kräftige Gestalten. Ihre körperliche Leistungsfähigkeit ist schwerlich geringer. Dortzulande suchen manche dieses Ausderartschlagen mit dem Branntweingenuß und dem starken Kauchen der jungen Burschen zu erklären. Mit mehr Recht vielleicht wird man darin eine Anpassung an das Land, an die Arbeit im Urwald, an die besondere Ernährung sehen dürsen.

Allerdings haben anderseits die Kolonistenmädchen nichts von der lässigen Grazie und Zierlichkeit der Brasilianerinnen angenommen, was ich jedoch darauf zurücksühren möchte, daß sie sich nicht wie diese dem Nichtstun ergeben haben, sondern Seite an Seite mit den Männern auch schwere Landarbeit verrichten. Sie sind jedenfalls mindestens so stämmig und kräftig geblieben, wie ihre Mütter und Großmütter es

⁵ Lamberg, S. 219. — Nocht, Stand der Afflimatisationsfrage, Berh. des beutschen Kolonialkongresses 1910, S. 287. — Bgl. Wernicke, S. 108.

waren. Ob das Klima die geschlechtliche Entwicklung beschleunigt hat, war schwer sestzustellen. Es scheint wirklich der Fall zu sein. Nach meinen Erkundigungen ist in der ältesten Kolonie, in Campinho, wohin hauptsächlich Rheinländer gekommen sind, das Alter der weiblichen Pubertät zumeist das 12. bis 13. Lebensjahr, in den jüngeren, vorwiegend pommerschen Gemeinden allerdings das 13. bis 14., häusig sogar das 15., sehr selten das 12. Lebensjahr.

Bon einer irgendwie erschlaffenden Wirkung des Klimas ist auf dem Hochlande nicht das mindeste zu spüren. Daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit keineswegs herabgesett ist, haben wir an anderer Stelle bereits gesehen. (Kapitel V, 5.)

Ein schädlicher Einfluß des Klimas auf das Zentralnervenschsten läßt sich bei dem Kolonisten überhaupt in keiner Beziehung beobachten. Es scheint freilich, daß diese Wahrnehmung im Widerspruch zu den Ersahrungen steht, die in anderen tropischen Gegenden vielkach gemacht worden sind, und die z. B. Steudel zu folgender Ansicht führen (Vershandlungen des Kolonialkongresses 1910, Seite 329): "Es ist anzusnehmen, daß bei dauerndem Aufenthalt in tropischen Hochländern der Organismus des Europäers, und zwar besonders das Nervenshstem eine Veränderung erleidet, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten und den folgenden Generationen." Und Daeubler sagt (Vershandlungen des Kolonialkongresses, Seite 336): "Weine Studien haben mich dazu geführt, anzunehmen, daß das Tropenklima an sich, auch das Höhenklima in abgeschwächtem Maße, hauptsächlich eine Schädlichkeit sür das Zentralnervenshstem des Weißen bedeutet."

Daß der deutsche Kolonist ein geistig sehr wenig reges Leben führt, und daß die Sensationen, denen er ausgesett ist, sich so ziemlich auf gelegentlichen nachbarlichen und berwandtschaftlichen Streit besichränken, wäre allerdings dabei in Betracht zu ziehen. Auch sonst ist ja die Lebenssührung des Kolonisten, insbesondere der lange Schlas, den er sich gönnt, dem Nervenshstem sehr zuträglich. Anderseits scheint mir gerade die Tatsache, daß der Kolonist so sehr viel Zeit auf den Schlas verwendet, ein Anzeichen dafür, daß das dortige Klima an die Nerven höhere Anforderungen stellt als bei uns. Bei den Vertretern der geistigen Arbeit, den Pfarrern, scheinen sich auch in einzelnen Fällen neurasthenische Beschwerden eingestellt zu haben. Wieweit und ob überhaupt klimatische Einflüsse dabei mitgespielt haben, ist natürlich nur schwer zu sagen.

Während das Hochlandsklima also als außerordentlich gesund bezeichnet werden kann, darf dasselbe nicht ohne weiteres auch von dem Tieflandsklima gesagt werden. Denn wenn auch in der Gemeinde Santa Cruz die Geburten 50—60 und die Sterbefälle nur 8—10, in Santa Joanna die Geburten 60—72, die Sterbefälle 11—14 pro Mille betragen, wenn diese Jahlen also außerordentlich günstig zu nennen sind, auch wenn man berücksichtigt, daß in jenen Gegenden nur oder doch fast nur junge Kolonistenfamilien leben, so ist doch anderseits nicht zu übersehen, daß dort Malaria, Ohsenterie und Thphus manches Opfer fordern, was freilich zum großen Teil eine Folge der schlechten Wasserbetrigseist, dem Klima also nur bis zu einem gewissen Grade zur Last fällt.

Ganz unzweifelhaft ist aber, daß das Niederungsklima entnervend wirkt. Wir vermissen in jenen Gebieten die frischen Farben der Kinder sowohl wie der Erwachsenen. Die Menstruation ist bei den Mädchen oft anormal, häufig stellt sie sich erst sehr spät ein. Die Leute werden besonders empfindlich gegen Sitze und Kälte. Und was am meisten zu denken gibt, die Kolonisten zeigen in der Lebensführung eine gewisse Erschlaffung, sie neigen dazu, zu "verbrasilianern". Ihre wirtschaftsliche Leistungsfähigkeit beginnt zu erlahmen.

Doch muß in Betracht gezogen werden, daß die schlechte Ernährung daran mit schuld sein kann. Insbesondere fehlt es im Tieflande an Gemüse. Auch sonstige Entbehrungen, namentlich schlechte Wohnungen, mögen mitwirken, haben wir es dort vorläufig doch nur mit jungen Unssiedlungen zu tun. Wir erinnern uns, daß auch im Hochlande in der Anfangszeit recht traurige Verhältnisse herrschten. Vor allem ist zu bedenken, daß im Tieflande mit der fortschreitenden Niederlegung der Wälder sich das Klima wahrscheinlich bessern wird.

Dies gilt insbesondere von den Landstrecken am Riv Doce, die man bisher ohne Erfolg zu kolonisieren gesucht hat: In Pao Gigante hatten sich deutsche Ansiedler, angelockt durch das vorzügliche Land, niedersgelassen, aber das Fieber hat sie wieder fortgetrieben.

Eine Wahrnehmung, die man im Tieflande gemacht zu haben glaubt, verdient besondere Beachtung: daß nämlich die im Hochlande von Espirito Santo geborenen Nachkommen der ersten Kolonisten sich leichter akklimatisieren, als die Auswanderer aus Europa, die unsmittelbar im Tieflande angesiedelt worden sind, wie die Kolonisten des Nucleo Affonso Benna.

Bie ich nachträglich finde, ist diese Beobachtung keineswegs neu. So bemerkt Nocht (Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses, Seite 285), daß der Erfolg der Kolonisation des tropischen Queensland auch darauf zurückzuführen sei, daß sie "sich wohl zum größten Teil nicht direkt durch Einwanderung aus Europa, sondern aus dem subtropischen Südaustralien vollzogen hat, daß es sich also hier um eine allmähliche Akklimatisation erst an die Subtropen und dann an die Tropen handelt, wobei zum Teil erst die Nachkommen der an die Subtropen Angepaßten in Betracht kommen. Auf die Borteile dieser allmählichen Anpassung an die Tropen, die wir ja jetzt auch bei den Buren beobachten, hat schon in den achtziger Jahren Hans Buchner hingewiesen".

6. Sezualität und Che.

Wie schon sestgestellt wurde, kommen Geschlechtskrankheiten unter den Kolonisten gar nicht oder so gut wie gar nicht vor. Diese überzraschende Tatsache, die mir von kompetenten Beurteilern wiederholt bestätigt worden ist, erklärt sich damit, daß der Geschlechtsverkehr zwischen den deutschen Kolonisten und der brasilianischen Bevölkerung, wenn er überhaupt bestehen sollte, ganz seltene Ausnahme ist.

Innerhalb der deutschen Gemeinden sind dagegen die unehelichen Beziehungen vermutlich sehr zahlreich. Zwar kommen in der einzelnen Gemeinde uneheliche Geburten selten mehr als einz bis zweimal jährlich vor, ja in manchen Jahren ist keine einzige zu verzeichnen; dafür ist aber der voreheliche, im Fall der Schwangerschaft, zur Che führende Verkehr nach alter heimlicher Bauernregel eine sehr häufige Erscheinung.

Die Öffentlichkeit sucht ihn freilich zu brandmarken. So heißt es im Statut der Gemeinde Jequitibá, es werde erhoben "als Strafgeld einer unehrlichen Braut, die sich mit Kranz trauen läßt und innerhalb sieben Monaten nach der Trauung niederkommt, 30 Milreis". Als "unehrliche Braut" gilt. die, die den vorehelichen Berkehr versichwiegen hat und bei der Trauung das Ehrenprädikat Jungfrau "sich widerrechtlich erschlichen" hat. Wird der Sittenverstoß eingestanden, so darf sie nicht mit Kranz und ihr Mitschuldiger nicht mit Strauß erscheinen, und so wie sie nicht Jungfrau, so wird auch er nicht Jungfgesell genannt. Die Tause eines ehelichen Kindes kostet in Jequitibá $2^{1}/_{2}$, die eines unehelichen 10 Milreis Gebühren.

Über das durchschnittliche Heiratsalter belehren uns die folgenden Zahlen:

Gemeinde	Jahr	Durchschnittliches Heiratsalter			
Gemembe	Junt	der Frau	des Mannes		
Sampinho	1910	20—21 Jahre	24—25 Jahre		
	1911	20—21 "	25—26 "		
	1912	20—21 "	25—26 "		
Santa Leopoldina	1910	20—21 "	23—24 "		
	1911	20—21 "	25 "		
	1912	20—21 "	26—27 "		
Jequitibá	1910	21—22 "	2425 "		
	1911	21—22 "	2425 "		
	1912	22—23 "	2526 "		
Ralifornien	1910	21	25—26 "		
	1911	20 <u>—</u> 22 ",	24—25 "		
	1912	23 ",	24—25 "		
Santa Jvanna	1911	24 "	26 - 27		
	1912	21—22 "	23—24 "		
Santa Maria	1910	21—22	24		
	1911	21—22 "	23—24 "		

Diese Jahlen — in welchen die Fälle der Wiederverheiratung von Witwen und Witwern nicht eingeschlossen sind — zeigen uns, daß man als das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen das 20.—22. Lebensziahr, als das der Männer das 24.—26. Lebensziahr bezeichnen kann. Unter den Mädchen heiraten manche schon mit 16 und 17 Jahren, einzelne sogar mit 15, viele aber auch erst mit 25—30. Von 4—5 Mädchen, die in die She treten, ist nur eine im Alter von unter 20 Jahren (in 197 beobachteten Fällen: 45). Das Heiratsalter der Männer ist das gegen verhältnismäßig niedrig. Etwa jeder fünste Bräutigam ist jünger als seine Braut (von 247 waren es 47). Sehr häusig heiraten Gleichzalterige. Angesichts der so günstigen Bevölkerungsziffern drängt sich einem hier die Frage auf, ob dies Verhältnis im Heiratsalter nicht auch zu den rassenbiologisch günstig wirkenden Faktoren gehört.

Die Zahl der Ledigbleibenden ist nach meinen Beobachtungen bei beiden Geschlechtern fast gleich Null.

Bei der Bahl der Lebensgefährtin stehen die wirtschaftlichen Motive im Vordergrunde. Entsprechend der Erfahrung, daß "junge

Mädchen von der Birtschaft nichts verstehen," werden die älteren bevorzugt.

Die Auswahl ist auf beiden Seiten sowieso recht begrenzt bei der ziemlich geringen Zahl der deutschen Ansiedler, und sie wird durch die konfessionelle Scheidung noch weiter beschränkt. Die geringe Dichtig= keit der Bevölkerung bringt es ferner mit sich, daß von den 12 000 bis 13 000 Protestanten immer nur ein kleiner Teil miteinander überhaupt in Berührung tritt. Die Bittarbeit, der Gottesdienst, der Bendenbesuch, Hochzeiten und Taufen, also nur die nachbarschaftlichen Be= ziehungen sind die Grundlage jeder Bekanntschaft. So kommt es, daß die Chen fast immer zwischen Versonen eines und desselben Bezirks geschlossen werden. Sehr oft heiraten sich gerade die Kinder der nächsten Nachbarn. Chen zwischen nahen Verwandten scheinen freilich kaum vorzukommen.

Immerhin ist die Gefahr der Inzucht vorhanden, zumal die Kolonisten schon seit Sahrzehnten keinen nennenswerten Buzug von außen erhalten haben. Db diese Gefahr durch die geringe Differenziertheit der Individuen vergrößert oder verringert wird, entzieht fich meiner Beurteilung. Vorläufig tritt sie jedenfalls nicht unmittelbar in die Erscheinung.

Neuntes Rapitel. Bildung und Charafter.

1. Allgemeines.

Dem gering entwickelten wirtschaftlichen Verkehr im deutschen Siedlungsgebiet von Cipirito Santo entspricht auch die geistige Abgeschiedenheit, in der die Rolonisten leben. Ihr Sinnen und Trachten, ihr Denken und Fühlen bildet eine winzige Welt für fich, in der sich aller Fortschritt nur unendlich langsam vollzieht, in der sogar manche Rückbildung eingetreten ift.

Das geistige Rüstzeug, welches die Einwanderer vor Jahrzehnten aus Europa mit sich brachten — es war, was wir nicht außer acht lassen dürfen, nur dasjenige des damaligen deutschen Tagelöhners - ist das alte geblieben, soweit es nicht in manchen Stücken überhaupt eingerostet ift. Bas die deutschen Kolonisten der neuen Umgebung entlehnt haben, beschränkt sich auf die äußere Lebensführung, denn die meisten haben

nicht einmal die portugiesische Sprache erlernt, von einigen Bezeichsnungen abgesehen, die als "Lehnwörter" übernommen worden sind. Auch die geistige Berbindung mit der alten Heimat ist nur gerade so weit aufrechterhalten worden, als nötig war, damit die alten Ersinnerungen einigermaßen lebendig blieben.

So gering die geistigen Beziehungen nach außen sind, so gering sind sie auch innerhalb der Kolonistenbedölkerung selber. Denn die Eigenswirtschaft, in der sie lebt, bedeutet nicht nur wirtschaftliche, sondern auch geistige Jolierung des einzelnen, die durch die herrschende Siedslungsweise, die Hosberfassung, noch verschärft wird.

Die Kirche wird so zum einzigen Träger der geistigen Rultur.

2. Die Rirche.

Die Entstehung der katholischen und protestantischen Gemeinden im deutschen Siedlungsgebiet und ihre äußere Entwicklung haben wir bereits erörtert (siehe Kapitel II, 7). An dieser Stelle sind nun ihre inneren Berhältnisse zu besprechen. In der Hauptsache müssen wir unsere Betrachtung allerdings auf die protestantischen Gemeinden besichränken.

Bir stellten sest, wie außerordentlich straff die Organisation dieser Gemeinden ist. Wer sich einer historischen Auffassung bemüht, wird vielleicht geneigt sein, hierin eine Parallele zum Zesuitenstaat zu sehen. Zedenfalls wird das geistige Leben der Kolonisten von der Kirche vollskommen beherrscht. Die Kirche bedeutet dort ja weit mehr als selbst bei uns auf dem Lande. Denn die Vielgestaltigkeit unseres modernen Staats- und Gesellschaftslebens bringt es mit sich, daß die abgelegensten unserer Bauerngemeinden den mannigfaltigsten Einflüssen ausgesetzt sind. Tageszeitung, Militärdienst, Reisen in die Stadt, Jahrmarkt und vieles andere ist hier wirksam, was die Kolonisten in Espirito Santo kaum dem Ramen nach kennen.

Eine sklavische Abhängigkeit von der Kirche und ihren Vertretern besteht natürlich nicht. Wir haben es mit freien Bauerngemeinden zu tun, in denen jedes Familienoberhaupt Sitz und Stimme hat, und die sich selber aus ihren Reihen die Kirchendorsteher wählen. Nach dem Statut der Gemeinde Santa Leopoldina z. B. ist jedes Gemeindemitglied wählbar, welches unbescholten ist, das 30. Lebensjahr vollendet hat und lesen und schreiben kann.

Un der Spite steht der (aus Deutschland entsandte) Pfarrer, der an die Gemeindebeschlüsse gebunden ist. Allerdings übt er darauf einen entscheidenden Einfluß aus. Und mancher Geistliche hat begreislicher weise eine vollkommen autokratische Stellung errungen, ist der Pfarrer doch nicht nur der Seelsorger und Prediger, sondern zugleich der Lehrer, der Arzt, sozusagen auch der Landrat, überhaupt der einzige Vertreter höherer Bildung in der Gemeinde.

Auf ihm ruht daher eine außerordentliche Arbeitslast. Wie oft wird er, um nur eine seiner vielen Pflichten zu nennen, zu einem Schwerstranken oder einem Begräbnis gerufen und zu langem Ritt durch Nacht und Unwetter auf den beschwerlichsten Begen genötigt. Die aufopfernde Tätigkeit der Männer, die mitten im tropischen Urwalde unter großen Entbehrungen viele Jahre — die katholischen Pfarrer lebenslänglich — ihres schweren Amtes walten, wird selbst derzenige als wertvolle Kulturmission betrachten müssen, der den Ausgangspunkt, das christliche Dogma, verwirft.

Dem einen oder dem anderen bleiben auch harte Kämpfe in der Gemeinde nicht erspart. Bon einem Bendisten etwa oder von einem anderen einflußreichen Gemeindemitglied wird die Opposition organisiert, und die Autorität des Pfarrers kommt in arge Gefahr. Es wird gar laut der Standpunkt vertreten, die Gemeinde bezahle den Pfarrer und könne daher von ihm als ihrem "Knecht" jede Leistung verlangen. So kann es zu stürmischen Sitzungen mit sehr heftigen Auftritten kommen. Aber das sind schließlich nur sehr seltene Episoden im stillen Urwaldsleben. Mit einer kleinen geheimen Fronde hat das gegen wohl jeder evangelische Pfarrer zu rechnen.

Ernster als die kleinen Streitigkeiten innerhalb der einzelnen Gemeinden müssen die Kämpse genommen werden, die sich zwischen den Gemeinden abspielen. Leider hat sich nämlich zwischen den oberstirchenrätlichen, unierten Gemeinden und den Gotteskastengemeinden streng lutherischer Obserbanz ein starker Gegensatz herausgebildet, wobei sich wieder die Wahrheit des alten Ersahrungssatzes bestätigt hat, daß der Kamps die Kräste zunächst zwar anregt, daß er aber schließlich im höchsten Grade unfruchtbar ist, aufreibt und zersetzt. Der Zwiespalt zwischen den protestantischen Gemeinden ist um so bedauerlicher, als die Kirche, wie gesagt, vorläufig noch der einzige Träger der geistigen Kultur in jenen Gebieten ist.

In den katholischen Gemeinden ist die Einheit nach innen wie

nach außen besser verbürgt, ja die katholische Kirche wirkt in gewisser Weise darauf hin, daß das deutsche Element mit dem einheimischen verschmilzt.

Glücklicherweise sind die Beziehungen zwischen den Katholiken und Protestanten, die, wie wir uns erinnern, in der ersten Zeit der Kolonissation so viel zu wünschen übrig ließen, gegenwärtig durchaus korrekte, was leider unter den Deutschen in Südamerika noch heute nicht überall der Fall ist. Allerdings besteht zwischen den Angehörigen der beiden Konfessionen kaum irgendwelche Fühlung. Konfessionelle Mischheiraten sind sehr selten.

3. Das Schulwesen.

Die ersten deutschen Kolonisten brachten die Anfangsgründe des Wissens aus ihrem Baterlande mit, und auch ihre älteren Kinder hatten die erste Schulbildung bereits genossen. Für die jüngeren bot sich nun aber zunächst keine ordentliche Gelegenheit lesen und schreiben und rechnen zu lernen. Denn der häusliche Unterricht, den die Mütter und älteren Geschwister hier und da wohl erteilten, konnte den völligen Mangel an Schulen nicht ersetzen. So ist denn die zweite Kolonistensgeneration fast ganz ohne Schulbildung groß geworden. Manche haben zwar — ein schöner Zug geistiger Strebsamkeit — noch als Erwachsene das Buchstabieren erlernt, aber wohl die meisten sind Analphabeten geblieben.

Trothem haben sie alle die Einsicht gehabt, Schulen zu errichten. Aus eigenem Antriebe haben sie, die Abkömmlinge armer pommerscher Tagelöhner, bedeutende Opfer gebracht, um ihren Kindern die Grundslagen geistiger Bildung zu verschaffen, die sie selber haben entbehren müssen. In der jungen Gemeinde Santa Joanna beträgt das Schulsgeld z. B. 16 Milreis, über 20 Mark für das einzelne Schulkind jährslich, in Campinho 10, in Santa Leopoldina 6—12 Milreis. In Campinho hörte ich von einem Kolonisten, der sich für 200 Milreis jährlich einen Hauslehrer angestellt hat. Am meisten haben die Sachsen und Schweizer für das Schulwesen getan.

Allerdings ist auch heute noch der Unterricht, den die Jugend genießt, auf das Elementarste beschränkt.

Die Schulzeit ist sehr knapp bemessen. Nur zwei Jahre lang, drei Tage in der Woche, oder drei Jahre hindurch, zweimal wöchentlich, wird die Schule besucht. Der Schultag hat vier bis fünf Stunden.

123

Ein Teil der Kinder wird vom Pfarrer unterrichtet; die meisten aber können des langen Weges halber nicht zur Pfarrschule kommen und sind daher auf den Unterricht in einer "Kolonieschule" angewiesen, deren es neben der Pfarrschule in jeder Gemeinde mehrere gibt.

In den Kolonieschulen amtieren Lehrer, die an die mittelalterlichen Dorfschulmeister erinnern. Gewöhnlich ist es ein Kolonist, der
entweder aus besonderem Interesse, was aber selten der Fall sein
dürfte, oder um einen Nebenderdienst zu erzielen, den Unterricht erteilt.
Daß besonders ersolglose Kolonisten den Lehrerberuf ergreisen, ist daher hier und da zu beobachten. Unter den Kolonielehrern sindet sich
auch gelegentlich eine Persönlichseit, die irgendwo in der Welt Schiffbruch gelitten und im Urwald Zuflucht gesucht hat. Mit der Orthographie und Grammatik stehen sie fast alle auf dem gespanntesten Fuße,
zuweilen sogar derart, daß sie die zusammengehörigen Silben eines
Wortes nicht erkennen und diese infolgedessen falsch berbinden. Ein
allerdings als Ausnahme dastehender Fall ist der folgende Brief eines
Kolonielehrers an seinen Pfarrer:

An den Hern Pafdor . . . den 6 dedzemer 1909

ich Habe er Halten den Brif. Bon ir das Freut mir das es So gut File Grüfe

Über die pädagogischen Ergebnisse der Kolonieschulen können wir uns danach ein Bild machen. Aber auch die Pfarrschulen kommen insfolge der so sehr beschränkten Schulzeit über die ersten Anfangsgründe kaum hinaus. Ihre Leistungen reichen an die unserer Dorfschulen natürslich lange nicht heran:

Am Schluß der Schulzeit, vor der Konfirmation also, können fast alle Kinder leidlich lesen, die meisten auch ziemlich richtig abschreiben, und viele sind sogar imstande einsache Dinge schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Freilich gehört oft eine gewisse Ersindergabe dazu, solche Produkte zu entziffern.

Addieren und subtrahieren lernen die Kinder innerhalb des Zahlen= kreises 1—1000, wenn ihnen auch die dreistelligen Zahlen recht viel Schwierigkeiten bereiten. Mit Brüchen lernen sie so gut wie gar nicht umgehen. Im Multiplizieren und Dividieren erlangen sie keine Sichersheit. Die Uhr ablesen können übrigens die meisten.

Ihre historischen und geographischen Kenntnisse sind fast gleich Rull. Die Kinder wußten z. B. kaum zu sagen, wo Deutschland liegt, und wie man nach Deutschland kommt. Die einen antworteten: mit dem Esel, die anderen: mit der Eisenbahn, andere wieder: zu Schiff. Den Namen des deutschen Kaisers, wie den des Präsidenten von Brasilien, kennen nur einige Schüler.

Auf den Religionsunterricht wird der Hauptwert gelegt. Ja, auf diesem Gebiet wird ein verhältnismäßig großer Lernstoff bewältigt 1.

Im folgenden seien einige der besten Arbeiten wiedergegeben, die (auf meine Beranlassung) in einer Pfarrschule über das den Kindern geläufige Thema: "Wie der Kaffee gepflanzt wird" angesertigt wurden, und zwar innerhalb einer Stunde. Die Schüler erhielten dabei keine näheren Anweisungen. Name, Alter, Geschwisterzahl und Wohnort sollten vorausgeschickt werden.

Urbeiten der Anaben.

1

Ich bin fünftzehn Jahre alt, ich habe zwei Brüder, und zwei Schwefter. Ich heiße K.... B.... Bei uns find sieben im Hause, vier Männlich drei Weiblich wir wohnen in Leopoldina. Farinhafluß. Den Kassee pflanzt man im den Waldschlag, man pflanzt ihn zwei Weter weit auseinander, bearbeiten tut man ihn wenn man ihn reiniget geernt wird er wenn ihn pflückt, zubereitet wird er wenn man ihn gepflückt hat wenn er zubereitet ist, dann verkauft man ihn.

2.

Ich bin 14 Jahre alt ich heiße W... D..., ich habe sechs Brüber und drei Schwester wir haben elf Leute in dem Hause. wir wohnen in Leopoldia II. Der Kaffee wird schiff gepflanzt in das Loch das man macht pslanzt man den Kaffe rei. Der Kaffee muß gut bereitet werden das der Kaffe gut trägt wenn man den Kaffe nicht gut bereitet wächst er nicht gut. Den Kaffe muß man pslücken und einernten den Kaffe muß man mit dem Sieb reinigen. Den Kaffe muß man gut zubereiten Den Kaffe muß man putzen den Kaffe muß man gut in acht nehmen. wenn man den Kaffe draußen liegen läst das ist Sünde. Den Kaffe trägt man auf den Wagen.

¹ Nach dem Unterrichtsplan, den ein Borgänger des jegigen Pfarrers von Jequitibá aufgestellt hatte, sollten im Jahr: 48 Liederverse, 48 Gebete und 24 Bibelsprüche gelernt werden.

3

Ich bin 13 Jahre Alt G.... S.... Ich habe 9 Brüder und 7 Schweftern. Zuhause sind unsern 15 wier wonen im Sataleodina. Den Kaffe muß mann gut Pflanzen sondern wächs er nicht Wen mann den Kaffe nicht Putt dan will er nicht wassen mann den Kaffe geernt hat dan muß man den Kaffe Tronen dan muß man den Kaffe einen Stanpen dan muß mann den Kaffe Kein Machen dan man den Kaffe in der Vende briegen da kann mann Zeug von Kausen.

4.

Ich bin Zwölf Jahre H.... B.... ich habe vier Brüder und eine Schwester in unserem Hause sind sechs Männlich und zwei Weiblich wir Wohnen in Leopoldina. Der Kaffee wird ein par schriette auseinander gepflanzt. Den Kaff pflanzt man wo das Land sehr gut ist Der Kaffe wird geputen und auszegesosen und dann wird der Kaffe abgepflückt und dam gesichelt und dann bringt man den Kaffe nach hause in ein Schuppen.

Arbeiten der Mädchen.

1.

M.... K.... geboren am 10. April 1900. Ich bin 13. Jahre alt. Ich habe eine Schwester zu Hause. Ich habe drei Brüder zu Hause. Sieben Leute sind wir zu Hause. Wir wohnen am Gramaru. Der Kaffee wird in reigen gespslanzt. Der Kaffee weckst auf dem guten Land. Wenn der Kaffee bearbeitet wird dann putzt man ihn. Wenn der Kaffee bearbeitet wird dan pflückt man ihn. Wenn man den Kaffee geerntet hat dann ist er reis. Wenn man den Kaffee zubereitet dann trocknete man ihn. Wenn man den Kaffee zubereitet dan stampft ihn. Wenn der Kaffee zubereitet ist bringt man ihn nach der Benda.

0

Ich bin 13 Jahre alt. Ich heiße B M Ich habe 4 Brüber und keine Schwester. Bei uns sind 7 Leute im hause. fünf Menliche im Hause und zwei Weibliche im Hause. Ich wohne in Santa Leopoldina. Der Kaffee wird weit gepflanzt. Der Kaffee wird in Reigen gepflanzt. Der Kaffee wird gesichtet. Der Kaffee wird gepflückt. Der Kaffee wird nach Hause getragen. Der Kaffee wird geputzt. Der Kaffee wird getronet. Der Kaffee wird gewaschen. Der Kaffee wird getronet. Der Kaffee wird gewaschen. Der Kaffee wird getrunken. Der Kaffee wird gestamft.

3.

Ich bin jest Balb 13 Jahre alt, im Oktober. Ich heiße W.... S.... Ich habe 3 Schwester. Ich habe 4 Brüber. Bei mir sind mit mir im Hause. mit mir sind es 5 Weibliche im Hause. süns Mänliche im Hause. Ich wohne in Santaleopoldina. Der Kase wird veit gepslanz. Der Kasee wird mit der hake gepust. Wenn der Kassee reif ist dann wird geerntet. Wenn der Kassee gepslügt dann vird er zubereitet. Der Kassee wird gepslügt. Der Kassee wird Kein gepust. Wenn unter dem Kassee viel ligt dann wird er gesichtet. Der Kassee wird getrocknet. Der Kassee wird nach Hause getragen. Wenn der Kassee gesigt ist dann wird er gewachen. Wenn der Kassee gestrocknet ist dann wird gestanste. Der Kassee wird gereinigt. Wenn der Kassee wird gereinigt. Wenn der Kassee wird sahre ist dann trägt er.

4.

Ich bin 12 Jahre alt. Ich heiße M . . . R Ich habe 5 Brüber im Hause. Ich habe 4 Schwester im Hause. Ich habe einen Bater im Hause und eine Mutter. Ich wohne in Santa Leopoldina II. Wenn der Kaffee gepflanzt wird hack man Löcher da setz man den Kaffee rein. Wenn man Kaffee Pflanzt muß man das Land Puten oder Wald hauen. Der Kaffe wird auch mit mißt gepflanz Wenn der Kaffee bearbeitet muß er geput. Der Kaffee wäckst auf manchen Stellen gut. Wenn man den Kaffee nicht gut bearbeitet dann Vertrockender leicht. Der Kaffee wird alle Jahre Geerntet. Wenn der Kaffee geerntet wird er gepflückt. Wenn der Kaffee geerntet wird muß er gerackt werden. Der Kaffee wird zubereitet er wird getrocknet u. gestanst und ausgesiebt und dann nach der Wende getragt.

Diese Proben scheinen mir die Ergebnisse des Unterrichts vortrefflich zu beleuchten. Man muß sich nur darüber klar sein, daß sie die obere Grenze des Erreichten wiedergeben. Interessant ist übrigens, wie sich die Schreibweise der Anaben von der der Mädchen unterscheidet. Die Mädchen haben, wie vor allem auch die schlechteren, hier nicht wiedergegebenen Arbeiten zeigen, in derselben Zeit im allgemeinen mehr zu Papier gebracht, die Angaben der Anaben sind dafür aber meist solgerichtiger und genauer und enthalten hier und da auch Wertzurteile: "Wenn man den Kaffee draußen liegen läßt, das ist Sünde."

Auf höherer Stufe steht der Schulbetrieb in der Filialgemeinde Vintecinco de Julho. Denn die dort lebenden Schweizer und Sachsen haben, wie erwähnt, für die Erziehung ihrer Kinder größere Aufswendungen gemacht als die Pommern. Bezeichnend ist, daß sie, bebor sie sich kirchlich organisierten, einen Schulverein gegründet haben.

Am besten ist für den Unterricht begreiflicherweise in dem Städtchen Porto do Cachoeiro gesorgt. Die dortige deutsche Schule verfügt zwar nur über einen Lehrer, sie leistet aber, bei täglichem Unterricht, etwa ebensoviel wie unsere Bolksschulen.

Zu erwähnen sind noch die katholischen Pfarrschulen, in denen brasilianische und deutsche Kinder gemeinsam unterrichtet werden, und zwar in deutscher und portugiesischer Sprache.

Die Regierung des Landes hat sich um die Schulbildung der Kolvnisten bisher überhaupt nicht gekümmert. Was diese aber dafür aus eigenem Antriebe bisher getan haben und weiterhin tun werden, gibt die Gewähr, daß das Analphabetentum unter ihnen bald verschwinden wird. Ein sehr wirksamer Schulzwang wird übrigens dadurch ausgeübt, daß die Pfarrer nur die Kinder zur Konfirmation zulassen, die die Schule besucht haben. — Einen Anhalt dafür, wie viele der Kolonisten gegenwärtig Ansalphabeten sind, haben wir in der Jahl der Abonnenten auf kirchliche Sonntagsblätter. In Jequitibá waren es im Jahre 1912: 95 Familien, d. h. etwas über 20 % der Gemeindemitglieder, in Santa Leopoldina 30 Familien, ebenfalls 20 %, und in Santa Joanna 70 Familien, d. h. mehr als 25 %, in Santa Maria 1911: 82, also fast 25 % der Gemeindemitglieder. Im großen Durchschnitt wird ein Biertel bis ein Fünstel der protestantischen Kolonisten auf ein Sonntagsblatt abonniert sein, das, wie hinzugesetzt werden muß, durchweg auch wirklich gelesen wird. Da andere Lektüre wenig in Betracht kommt, so können wir daraus schließen, daß sich weit mehr als die Hälfte der Erwachsenen überhaupt keiner Lektüre widmet. Es ist freilich nicht gesagt, daß diese darum überhaupt nicht lesen und schreiben können. Wohl viele sind wenigstens imstande, den gedruckten Text der halb auswendig gelernten Bibelsprüche und Gesangbuchverse ungesähr zu erraten.

4. Die Rolonistensprache.

Die Landessprache — ein mit ziemlich vielen Brasilianismen untersmengtes Portugiesisch — haben die deutschen Kolonisten, wenigstens die Protestanten, im allgemeinen nicht erlernt, obwohl sie ja schon seit drei Generationen in der neuen Heimat leben. Unter den Kathoslifen gibt es freilich heute schon recht viele, die sich im Portugiesischen verständigen können, zumal die katholischen deutschen Pfarrer, die auch auf die einheimische Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen, ihre Presdigten erst in der Landessprache und im Anschluß daran auf deutschhalten.

Die große Masse der Kolonisten, die ja aus hinterpommern stammt, ist bei ihrem alten Platt geblieben. Sehr viele unter ihnen sind kaum imstande, daneben hochdeutsch zu sprechen. Die Sachsen und Schweizer haben gleichfalls ihren Dialekt behauptet; doch wissen diese sich fast alle gleichzeitig im Hochdeutschen verständlich auszudrücken. Die holländischen Kolonisten haben einigermaßen das Deutsche erlernt.

Von der Landessprache haben die Kolonisten eine ganze Reihe meist technischer Ausdrücke übernommen und sich mundgerecht gemacht. Sie mögen oft sogar schon vergessen haben, daß es sich dabei um Fremdwörter handelt. Im folgenden wollen wir versuchen, diese wiederzugeben; auf Vollständigkeit kann unsere Aufzählung jedoch keinen Anspruch erheben.

Vorweg nehmen wir die allgemeinen Ausdrücke und Redensarten: Sim sagt 3. B. der Kolonist häufig für ja, não für nein, te loge (statt até logo) für auf baldiges Wiedersehen, muito für viel (es gibt muito Kaffee), kriminose (statt criminoso) für verbrecherisch.

Im übrigen können wir den neuerworbenen Sprachschatz wie folgt gruppieren:

Portugiesisch	Kolonistensprache	Deutsch				
1. Personen= und Berufsbezeichnungen.						
Arriéiro m	Uriehro	Führer der Maultiertruppe.				
Caboclo "	Kabockel	Einheimischer, Farbiger, Lusobrasilianer.				
Camarada "	Kamerad	Führer, Begleiter, Diener.				
Capanga "	Kapanga	Gedungener Mörder, Bandit, Raufbold.				
Capixaba "	Kapischaba	Spigname für den Espirito Santenser.				
Caxéiro "	Kaschehro	Kassierer, Ladengehilfe, Kontorist.				
Fazendéiro,	Fasendehro	Großgrundbesiter.				
Freguéz "	Fregese	Runde.				
Minéiro "	Minehro	Sin aus Minas Geraes Stammender, insbef. Wanderhändler.				
Tropéiro "	Tropehro	Maultier=, Eseltreiber.				
Vendéiro "	Vendist	Arämer.				
2. Maßbezeichnungen.						
Arroba f	Arrobe	Enthält 32 Arrateis zu 459 Gramm, also 14,7, rund 15 kg.				
Braça "	Brasse	Klafter = 2,2 m.				
Quadra "	Quader	100×100 Quadratflafter $= 4.84$ ha.				
Milreis m	Milreis	Die brasissianische Gelbeinheit. Im Jahre 1913 noch 16 Pence, d. h. etwa 1½ Wark.				
Conto (de reis) m	Konto n	1000 Milreis.				
~	3. Aus dem B					
Cancella f	Kanzelle	Gatter.				
Cabresto m	Rapreste	Halfter.				
Cangalhasfpl	Kangalje	Tragkörbe, Tragfattel.				
Lote m	Lott	Haufen, Trupp, in der Regel: Trupp von zehn Maultieren.				
Mula f	Muhle	Maultier.				
Rancho m	Ransche f	Schutzbach am Wege für Maultiertrupps.				
Tropa f	Troppe oder Truppe					
Venda "	Vende	Aramladen auf der Rolonie.				

Portugiesisch	Kolonistensprache	Deutsch						
Ajuntamento m . Capoeira f Facão m Foiça f Foiçar Munjolo m Picada f Roça "	4. Uns dem Wirt Juntament ² n Kapoehra Fakong n Fose fosen Washolle f Postabe Rossen	Bittarbeit. Busch im urbargemachten Walde. Großes Messer, Buschmesser. Buschsense, Faschinennesser. Mit der Buschsense niedermähen.						
Ę	5. Gemüse= und A	fnollengewäch fe.						
Aipim m Batata f Cará " Taya, Tayoba f . Yams (Inhame) m Xuchu m	Jams	Manniof. Süße Kartoffel. Sonftige Knollengewächfe. Gine Kürbisart.						
	6. Obstarten.							
Ameixa f Goiaba " Laranja " Limão m Mamão " Manga f Tangerina "	Umehsche							
7. Ron	fumtionsgegenst	ände, Handelsobjekte.						
Cachaça f	Rafchaß m	Buckerbranntwein. Dörrfleisch, insbesondere Manniokmehl. Stoffe, Manufakturwaren (zuweilen auch im Sinne von Landgut). Tabak. Schnaps. Mais. Brauner Rohzucker in Ziegelsorm. Ringelzwiedack, Kringel.						

8. Sölzer.

hiervon find dem Kolonisten eine ganze Reihe von brafilianischen Bezeich= nungen geläufig. Ich führe nur an: Barauna, Jpé, Jacaranda, Jequitiba, Peroba (ferner Cipo, gesprochen Zipo, Liane, Schlingpflanze).

9

² J französisch gesprochen. Schriften 147. V.

Portugiesisch	 Kolonistensprache	Deutsch	
	9. T	iere.	
	i	Umerikanischer Tapir (Beliebt. Schimpf= wort).	
Bicho m .	Ֆiſch	Insett, Wurm, insbesondere Sandfloh.	
Carrapato " .	Karabatte f	Becte.	
Coate " .	Roatí	Waldhund.	
Onça f.	Спзе	Brasilianischer Jaguar.	
Paca ".	Back m	Insett, Wurm, insbesondere Sandsloh. Bece. Walbhund. Brasilianischer Jaguar. Brasilianisches gessettes Halbkaninchen (vorzügl. Wildpret).	
Surucucu ".	Surututuh	Brasilianische Klapperschlange.	

Es dürften etwa 100 Wörter sein, die aus der Landessprache in das Kolonistendeutsch übernommen worden sind; im Tieflande sind es einige mehr als im Hochlande. Im allgemeinen haben die Kolonisten nur Bezeichnungen für diejenigen Gegenstände entlehnt, die sie früher nicht kannten.

Dementsprechend nennen sie das brasilianische Nationalgericht: Bohnen und Farin, nicht etwa Feijāo und Farinha, wie es doch nahesgelegen hätte. Für den Mais, den sie erst in Brasilien kennen gelernt, wenigstens als Brotfrucht und Krastsutter für das Großvieh, sagen sie Miljo. Buschmesser und Buschsense nennen sie Fakong und Fose, dagegen sprechen sie auf gut deutsch von Hacke und Art. Allerdingssagen sie auch statt Kunde: Fregese, statt Tabak: Fuhm, statt Schnaps: Matabisch, statt Zeug: Fasenda.

Von solchen Ausnahmen abgesehen, bestätigt sich aber die Regel, die als heuristisches Prinzip verwertet, der urgeschichtlichen Forschung so große Dienste geleistet hat, daß sich ein Volk zugleich mit dem Gegenstande, den es von einem fremden Volke übernimmt, auch das fremde Wort aneignet.

Der Umstand, daß sich so gut wie alle Wörter, die der deutsche Kolonist aus dem Brasilianischen übernommen hat, nur auf das Außere des Lebens beziehen, legt Zeugnis davon ab, daß der geistige Einsluß, den die neue Umgebung auf ihn ausgeübt hat, gleich Null geblieben ist. Die Berührung mit dem Wirtsvolk beschränkt sich ja auch auf vereinzelte Fälle; denn fast alle Händler im deutschen Siedlungsgebiet sind selber Deutsche. Und nach der Hauptstadt Victoria reist kaum jesmals ein Kolonist; höchstens führt ihn die Reise nach Porto do

Cachveiro, das ja aber auch größtenteils deutsch ist. Mit den Behörden kommt er nur selten, und meist nur flüchtig, in Berührung, zumal allzgemeine Wehrpflicht oder dergleichen ja nicht besteht. Wenn die Beziehungen aber wirklich einmal engere werden, so sind sie selten erstreulicher Urt. Das zeigt insbesondere die Einrichtung des Nachlaßzgerichts (Waisengericht), die eine wahre Plage der Deutschen in Espirito Santo bildet.

5. Das Nachlaßgericht.

Nach brasilianischem Gesetz muß beim Tode des Erblassers die Hinterlassenschaft gerichtlich sestegestellt werden, bevor sie an die Erben verteilt wird. Das Nachlaßverzeichnis wird durch eine Kommission aufsgenommen, die dafür gewisse Gebühren erhebt. Zwar sind diese an sich, obwohl ungenügend nach der Größe der Hinterlassenschaft abgestuft, selbst für den Kleinbauern nicht unerschwinglich; das Schlimme aber ist, daß oft ein großes Honorar für den Advokaten und für einen Dolsmetscher, der häusig zugezogen werden muß, noch hinzutritt, und vor allem, daß von der Behörde selber der schlimmste Mißbrauch getrieben wird.

Es soll vorgekommen sein, daß weit über die Hälfte des gesamten Werts einer Kolonie den Herren "Magistrados" in die Tasche geslossen ist. Wir wollen uns aber nicht mit der Wiedergabe einzelner mehr oder weniger gut verbürgter Fälle aufhalten, sondern die köstliche und ansichauliche Schilderung der Inventaraufnahme wiedergeben, die wir in der Erzählung "Chanaan" von Graça Aranha finden. Sie ist auch im hohen Grade bezeichnend für die Auffassung, welche deutsche Art in Südamerika, und wohl im Auslande überhaupt, so oft erfährt. Leider muß sich die betreffende Stelle des Textes hier wesentliche Kürzungen gefallen lassen:

Gines Morgens, als der Herr des Hauses gerade zu dem nahen Kaffeeberg aufbrechen wollte, kam ein Mulatte langfam auf ihn zugeritten.

"Ihr heißt Franz Kraus?" fragte der Mulatte vom Sattel herab, ein Blatt Papier entfaltend, das er aus der Tasche gezogen hatte.

Der Kolonist bejahte.

"Run, dann nehmt hiervon Kenntnis." Und herablaffend reichte er ihm das Papier.

Kraus befah das Schreiben, und da er trog eines Aufenthalts von dreißig Jahren in Brasilien, nicht Portugiesisch zu lesen vermochte, geriet er in Verslegenheit.

9 :

"Ich fann nicht lesen. . . Was ift damit?"

"Ihr lebt doch auch in diesem Lande ein ganzes Leben lang und seid immersort hier," eiserte der Mulatte. "Ich durchstöbere hier die Gegend und Haus für haus immer dieselbe Sache: niemand kennt unsere Sprache. . . Was für eine Kasse!"

Den Kolonisten verdutte bieser unverschämte Ton. Und schon wollte er

halb zornig antworten, als der Mulatte fortfuhr:

"Wisset denn, daß dies ein Gerichtsbesehl ist? Es ist ein Besehl des Herrn Munizipalrichters (juiz municipal) betressend die Inventur der Güter Eures Baters August Kraus. Hieß er nicht so? Die Sizung sindet morgen statt, hierselbst, um 12 Uhr mittags... Die Justiz übernachtet in Eurem Hause. Stellt Essen bereit.. und vom Besten. Und die Zimmer... Es sind drei Richter, der Schreiber und ich, der Gerichtsdiener, der mitzählt.

Als der Kolonist von der Justiz reden hörte, zog er ehrerbietig den Hut

und blieb wie vom Donner gerührt fteben.

"Gut, stellt alles zur Eintragung fertig, verstedt nichts, sonst müßt Ihr brummen. Berstanden? Nun, Abieu, ich habe nichts mehr zu sagen." — —

Es war kurz nach Mittag, als die Justiz würdevoll die Kolonie betrat. Die Beamten ritten auf ausgezeichneten Tieren, die nach alter Gewohnheit von den reichen Kaufleuten in Cachoeiro geliehen waren. Der Kolonist eilte, den Hut in der Hand, zum Empfang entgegen, um beim Absteigen behilflich zu sein. Einer der Richter übergab ihm sein Tier, die anderen banden die ihrigen an die Bäume; alle klopsten mit der Peitsche den Staub von den Stieseln und stampsten mit den Füßen laut auf den Boden.

"Ich bin todmüde," sagte, sich reckend, der Munizipalrichter.

"Eine Plage! Bier Stunden im Sattel. . . Sie reisen doch noch wenigstens von Amts wegen, aber wir beiden, ich und mein Kollege, die wir nichts hiermit zu tun haben und nur zum Vergnügen! Immerhin, man hat eine Zersftreuung . . . , " sagte der Rechtsrichter (juiz de direito), und suchte den Syndikus (promotor) mit seinem Monokel zu fizieren.

"Pardon, dann habe ich hier nichts zu tun?" fragte lebhaft der Syndikus und schob dabei seine blaue Brille zurecht.

"Ach fo, es ist ja mahr, herr Waisenpfleger. . ."

"Aber hier ist nichts davon vorhanden. . . Alle, lieber Doktor, sind munsdig," unterbrach ihn mit einem spöttischen Lachen ein alter olivensarbiger Mulatte, der in seinen Zügen und seinem unruhigen Gesichtsausdruck an eine Maracajáskatz erinnerte: das war auch sein Spigname. Es war der Schreiber.

"Aber meine Herren, treten fie ein! Das haus ift unfer im Namen bes Gesetzes," sagte ber Rechtsrichter, indem er ins Innere ging.

"Aber wo steckt dieser blödsinnige Kolonist?" fragte in anmaßendem Tone der Syndikus.

"Der Narr ist noch immer mit den Tieren beschäftigt und läßt uns hier stehen, bis der himmel ein Ginsehen hat," antwortete der Schreiber.

Alle schritten lärmend im Zimmer umher, schlugen mit der Peitsche auf die Möbel, spotteten und lachten über die armseligen Bilder an den Wänden oder rochen ins Junere, von woher es versührerisch nach Speisen duftete. ——

Als Rraus diesen Lärm hörte, eilte er gang bestürzt ins Zimmer, als ob

er schon das erste Berbrechen begangen hätte und stellte sich hin wie ein Diener in Erwartung der Befehle.

"Schnaps her!" befahl der Schreiber. "Aber guten."

Der Kolonist entsernte sich, kehrte aber alsbald mit einer Flasche und einem Becher zurück.

"habt Ihr nicht mehr Gläser im hause?" fragte verächtlich der Schreiber. Der Kolonist ging suchen; bald erschien er wieder und, Entschuldigungen stammelnd, stellte er vier Gläser auf den Tisch.

"Ans Werf benn, meine Herren," schlug der Syndikus vor. "Dieses Subjekt gibt uns nichts zu essen? Es ist aber schon spät. Sehen Sie doch bitte einmal nach, Herr Schreiber!"

Der Schreiber machte sich auf die Suche nach dem Kolonisten und ging ins Innere der Wohnung. Als er zurücktam, sagte er:

"Wollen wir essen; der Kerl hatte schon alles fertig. Um besten unterslassen wir alle Zeremonien und betrachten uns als Herren im Hause, denn wenn wir warten wollen, dis diese Leute sich in Bewegung setzen, sind wir schön lackiert." — — —

Sie aßen mit Appetit und tranken Bier in Menge. Der herr bes haufes und ber Gerichtsdiener bedienten bei Tisch. — —

Nach bem Essen fingen sie gemütlich an zu rauchen, und als eine große Müdigkeit die Gesellschaft zu überwältigen begann, versuchte ber Schreiber sie zu beleben, indem er zum Munizipalrichter sagte:

"Befehlen herr Doktor nicht, die Sigung zu eröffnen?"

Der Munizipalrichter rectte sich gähnend, wie wenn man ihn zu der langsweiligsten aller Arbeiten aufforderte.

"Oh ja. Nur zu, lieber Pantoja".

Der "Maracajá" seste die Brille auf und rückte sie an der Stirne zurecht, während er den Tisch für die Sizung in Ordnung brachte. Der Gerichtsdiener reichte ihm einen kleinen Koffer, dem er Schreibmaterial und ein Formular entnahm, das er an einer bezeichneten Stelle aufschlug. Er suchte nach gutem Licht, setzte sich und begann, über das doppeltgerandete Papier gebeugt, die Prozesfformeln herzusagen. Der Munizipalrichter nahm am oberen Ende des Tisches Plat, und müde und gleichgültig sah er der Tätigkeit des Schreibers zu.

"Es ist alles bereit."

"Nun, dann eröffnen Sie die Sitzung," befahl ber Munizipalrichter bem Schreiber.

Diefer schritt, mit einer Glode in ber hand, zur Tur, begann zu läuten und rief, indem er vor dem hause auf und ab ging, mit naselnder Stimme aus:

"Sigung des Herrn Munizipalrichters! . . Sigung des Herrn Munizipal-richters!"

Unter der glühenden Sonne, inmitten der schweigenden Welt, erschreckten die durchdringenden Ruse, die sich in der vollkommenen Stille verstärkten, die Bewohner der Kolonie.

Dann wurde der her bes hauses gerufen. Berwirt und ängstlich trat er ins Zimmer. Man befahl ihm näherzukommen und stellte Fragen an ihn, die er nur mit gedämpfter und zitternder Stimme beantwortete. Als er erklärte, daß sein Bater seit vier Jahren tot wäre, knurrte ber Schreiber:

"Sieh mal, sieh . . . Dieser Held hier macht vom Nachlaß Gebrauch, als ob er ihm schon gehörte . . . ohne der Justiz und dem Fistus davon Mitzteilung gemacht zu haben."

Bleichgültig erhob sich ber Munizipalrichter und sagte zum Schreiber:

"Lieber Pantoja, nehmen Sie bas Inventar auf."

Er schritt in das Zimmer, wo seine Kollegen friedlich und faul, auf dem Bett ausgestreckt, rauchten. Er legte den Paletot ab und warf sich hin, wie die anderen.

Im Zimmer folterte Pantoja den Kolonisten mit Fragen und von Zeit zu

Beit hielt er inne, um zu broben:

"Wenn Ihr mir irgend etwas vom Hause oder den Ländereien und vom Kaffeeberg verbergt, dann habt Ihrs mit der Justiz zu tun. . . Ihr seid gesschickte Leute, aber ich bin ein geriebener Fuchs. . . Es stehen die Strasen der Unterschlagung darauf. . . Schreckliche Strasen!"

So widelte er seine Drohungen in die Falten technischer Ausdrücke, womit er den Deutschen noch mehr ängstigte. — —

Zwei Stunden arbeitete der Schreiber an der Jnventur. — Dann gingen alle auf den Hof, machten verschiedene Runden und besichtigten jede Einzelheit des Grundstücks; als sie unter dem fruchtbeladenen . . . Drangenbaum standen, bemerkte der Munizipalrichter:

"Die Ordnung und Sauberkeit dieser Kolonie ist bewundernswert. Nichts sehlt hier, alles gedeiht, alles entzückt einen. . . Wie anders dagegen, wenn man durch Land reist, welches von Brasilianern bebaut ist! Überall Nachlässigietit, Berwahrlosung; und mit der Gleichgültigkeit verbindet sich Trostlosigkeit und Elend. Und trosdem eisert man gegen die Einwanderung!"

"Dann müßten wir also nach Ihrer Theorie," unterbrach ihn der Syndifus, "alles den Deutschen ausliesern?"

"Gewiß!" warf der Schreiber ein. "Nach dem was der Herr Munizipals richter sagt . . . ?"

"In der Tat," erklärte dieser, "mir wäre es schon recht, wenn dieses Land ben Fremden ausgeliesert würde, die es besser zu schätzen wüßten als wir. Meinen Sie nicht auch, Dr. Jtapecurú?"

Der "Rechtsrichter" fette eine feierliche Miene auf:

"Ja und nein, wie es in der alten Scholastit heißt. Es besteht kein Zweisel, daß dem Brasilianer der Geist der Analyse sehlt. Und wenn ich Brasilianer sage, so meine ich uns alle. Und was läßt sich ohne Analyse machen? Wir teilen das Schicksal Spaniens, das im Namen der Philosophie unterlegen ist. Wit einem analytischen Volke konnte es nicht in Wettbewerd treten." ———

Am folgenden Tage, um neun Uhr, kündigte der Schreiber durch Glockenszeichen die Sigung für die Inventur bei den Nachbarn von Kraus an.

Im Zimmer saßen der Munizipalrichter und der Schreiber am Tisch und walteten ihres Umtes; der Syndifus und der Nechtsrichter standen nach innen gewendet am Fenster und unterhielten sich; an die Wand gelehnt und von Kindern umringt, folgten zwei Frauen und ein Mann eingeschüchtert der Vershandlung in der Erwartung aufgerufen zu werden.

"Herr Syndifus haben als Waifenpfleger bei den drei Inventuren zu amtieren. Es sind einige Unmündige dabei, die des gesetzlichen Schutzes Eurer Hochwohlgeboren bedürfen," sagte der Schreiber spottend.

Der Syndikus lächelte befriedigt und nahm an dem Tische Play.

"Ist es nicht möglich bei diesem Mahl auch mir ein Butterbrot zukommen zu lassen?" fragte der Rechtsrichter mit blödem Lächeln.

"Ew. Hochwohlgeboren wissen, daß es beim Schluß des Geschäftes Ihres Segens bedarf. Alle werden vom Kuchen essen. — Witwe Schulg!" rief der Schreiber.

Nach einigem Bögern näherte fich eine hochgewachsene, noch junge Bäuerin.

"Seit wann ist Ihr Mann tot?" fragte ber Schreiber, indem er angesichts ber Teilnahmslosigkeit des Munizipalrichters mit den Fragen begann.

"Seit zwei Jahren."

"Jmmer dieselbe Sache. . . Niemand achtet das Gesetz, hier erben alle ohne die geringste Zeremonie. . . Das wird aufhören. Ich schwöre es."

Dann nahm er die ersten Erklärungen der Witwe entgegen, die niedersgeschlagen und vom gerichtlichen Upparat eingeschüchtert, alles folgsam besantwortete. Der Munizipalrichter und der Waisenpfleger erhoben sich, ohne sich um die Sitzung zu kümmern und begannen am Fenster eine Unterhaltung. Die Frau hatte inzwischen immersort freche Beleidigungen von Pantoja zu erdulden, und eine tiese Beschämung überkam sie.

"Wieviel Fuß Kaffee hat Ihre Kolonie?"

"Fünfhundert. . ."

"Nur? Lügen Sie nicht . . . sonst werden wir uns in Cachoeiro zu untershalten haben."

"Alber, Herr, es ist möglich, daß es mehr oder weniger sind, ich habe sie nicht einzeln gezählt, mein verstorbener Mann schätzte sie auf vierhundert . . . ich habe et**sa** hundert in den zwei Jahren hinzugepslanzt."

"But, ich runde die Rahl ab."

llnd schweigend, ohne der Befragten etwas zu sagen, die ohnehin portugiesisch nicht lesen konnte, schrieb er:

"Taufendfünfhundert Jug Raffee."

Pantoja fuhr mit der Inventur fort und gemäß seiner alten Methode, alles selber zu machen, erhöhte er in schamloser Beise den Wert der Güter, um seine eigenen Ginnahmen zu steigern. Nach einiger Zeit sagte er zu der Bäuerin:

"Nun können Sie gehen. In zwei Wochen haben Sie in Cachoeiro in meinem Bureau zu erscheinen, um die Papiere abzuholen."

Die Frau mandte fich glüdlich und erleichtert zum Gehen.

"Warten Sie da! Welche Dreiftigkeit! Noch habe ich Ihnen nicht die Hauptsache gesagt," bemerkte mit spöttischem Ton der Maracajá.

Auf ein Papier schrieb er verschiedene Posten, addierte sie murmelnd und sagte schließlich bei sich: Hundertachtzig Milreis.

"Es ftimmt; hören Sie, bringen Sie das Geld für die Gebühren mit. Dreihundert Milreis. Berstanden?"

"Dreihundert Milreis! . . . Dreihundert Milreis! . . . Lieber Herr!"

"Richts da von lieber Herr und dergleichen, hier werden keine Almosen gegeben . . . und seien Sie froh, daß kein Prozeß stattgesunden hat. Wenn Sie sich einen Advokaten hätten bestellen müssen, so wäre das eine schöne Sache geworben. . . Dreihundert Milreis! Kein Wort mehr, und den Schnabel gehalten! Wenn ich höre, daß Ihr bei den Leuten Lärm schlagt, kriegt Ihr es mit mir zu tun."

Die Kolonistenfrau warf slehende Blicke auf die beiden Richter, die ihre Unterhaltung gleichgültig fortsetzten. Hilflos und gedrückt verließ sie gesenkten Hauptes das Sigungszimmer. Pantoja rief den Kolonisten, der schon wartete, aufgefordert zu werden. Und nachdem er mit ihm dieselbe Sache wiederholt hatte, ging er zur Erledigung des legten Kalles über. — —

Und das Inventar wurde aufgestellt wie die anderen, mit denselben Erspressungen und Gewalttätigkeiten. Als der Schreiber der Frau zum Schluß sagte, sie hätte ihm zweihundert Milreis auszugahlen, sing sie an zu weinen.

"Lassen wir die Szenen. . . Sie wollen die. Justiz zwingen, umsonst zu arbeiten. Das fehlte gerade noch."

"Aber ich fann so viel Geld nicht beschaffen."

"Verkaufen Sie Ihr Haus."

"Ja, lieber Herr, ich werde verkaufen was ich habe, um die Schulden meines Mannes, die der Krankheit wegen gemacht werden mußten, zu bezahlen, und dann für die andern arbeiten.

"Buerst die Justiz. . Wenn Sie nicht zahlen wollen, werden Sie weder das Haus noch das Land verkaufen; ich nehme die Papiere mit, und dann wollen wir sehen." — — —

Nach dem Frühftück waren die Pferde zur Abreise gesattelt. — —

"Ich habe mich ja noch nicht mit meinem Freunde unterhalten."

Hierbei klopfte er Franz Kraus auf die Schulter, und als dieser ihn, von solcher Zutraulichkeit erschreckt, anstarrte, fügte er mit ironisch höflicher Miene hinzu:

"Bielen Dank für die Gaftfreundschaft, Kamerad . . . aber noch fehlt etwas." "Was?" fragte unruhig der Kolonist.

"Unsere Untosten, lieber Freund. Ihr könnt. . . Und darum gebt uns gleich. Der Kredit riecht mir schlecht . . . geht, sucht. . . Vierhundert Milreis." Der Mann wankte. — —

"Nur zu, Freund, erschreckt nicht. Das Geschäft könnte auch schlechter sein... Abvokaten, Brozesse, Pfändungen..."

Unter biesem Druck ging ber Kolonist automatisch auf sein haus zu.

Nach einiger Zeit erschien er wieder. Seine Augen waren rot, die Wangen waren geschwollen und glühten. Er hatte geweint.

Pantoja nahm das Geld in Empfang und zählte es nach. Der Kolonist hörte taub und niedergeschlagen zu.

"Schön! Jest ist alles in Ordnung. Bleiben wir gute Freunde. Holt Euch die Papiere im Bureau ab, Ende des Monats."

Und er stieg auf. Die Gesellschaft ritt fort. — —

Mitten im Hofe stehend, den Hut in der Hand, den Kopf der Sonne ausgesetzt, sah der Kolonist mit rollenden Augen das Gericht sich entsernen... Und als es verschwunden war und alles wieder in tiesem Frieden lag, blieb sein Blick lange in dieselbe Richtung gebannt. Plöglich in einer furchtbaren und seigen But, murmelte er ängstlich zur Seite blickend:

"Räuber! — — —"

6. Der Charafter der Rolonistenbevölkerung und seine Atkli= matisation.

Die vorstehende Szene, die Graça Aranha — nicht ohne warmes Mitgefühl für die Kolonisten — dem Leben, soweit ich beurteilen kann, wahrheitsgemäß nachgedichtet hat, interessiert auch insofern, als sie einige wesentliche Charakterzüge des deutschen Urwaldbauern wieder= gibt, deffen Berhalten gegenüber der sittlich unter ihm stehenden, aber gewandteren Raffe schwerfällig, sklavisch, beschränkt erscheint. Dieses Auftreten hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das deutsche Bolk sich sogar in den urteilsfähigeren Kreisen Brasiliens — vom übrigen Südamerika ließe sich Ühnliches sagen — keines sehr großen Ansehens erfreut. Bei der Überschätzung des Äußerlichen durch die selber äußer= liche und oberflächliche einheimische Bevölkerung kann von ihr die Ordnungeliebe, die Gründlichkeit, der Fleiß, die Gemütstiefe, der reli= gibje Sinn des Deutschen nicht richtig gewürdigt werden, ja, wird als eine Art unangenehmer Streberei mit haß und Argwohn betrachtet und, wenn irgend möglich, ausgebeutet.

Es ist merkwürdig, wie wenig sich der Charakter des deutschen Rolonistenvölkchens von den neuen Verhältnissen, von der fremdartigen Umgebung hat beeinfluffen laffen. Im allgemeinen haben die Pommern und die anderen deutschen Stammesangehörigen, die nach Espirito Santo gekommen find, ihr altes Befen bewahrt.

Ihr Temperament jedenfalls ist in der tropischen Sonne und der Luft des Waldgebirges kaum anders geworden. Dag die Einwirkung des intensiveren Lichtes sie lebhafter oder die Milde und Gleichmäßig= feit der Temperatur sie apathischer gemacht hätte, läßt sich schwerlich behaupten. Sollten die beiden Faktoren sich gegenseitig aufheben?

Solange der Branntwein die Geister nicht weckt und berauscht, spielen sich die Festlichkeiten in gemessener Ruhe ab. Es wird viel und ausdauernd getanzt, aber die Paare drehen sich bei den ein= förmigen, an Regermusik erinnernden Beisen einer Ziehharmonika scheinbar vollkommen gleichgültig. Wenn auch das Klima die sexuelle Reife schneller herbeiführt, wenn es vielleicht auch die Sinnlichkeit stärker anfacht — die Leidenschaften hat es nicht geschürt. Eher ernster und stiller scheint die Bevölkerung geworden zu sein.

Die alte Ruhe und Bedächtigkeit ist den Pommern also geblieben. Und damit auch die alte Gewissenhaftigkeit, die Pflichttreue, Redlich= keit und Chrlichkeit. Die Korruption und moralische Verderbnis rings um ihn her, hat ihn nicht infiziert, hat ihn bei der sprachlich bedingten geistigen Sperre wohl auch gar nicht vergisten können. Daß Versbrechen wider das Eigentum unter den Kolonisten kaum vorkommen, ist bei dem Vorwiegen der Eigenwirtschaft und bei der Strafsheit der Gemeindeorganisation ohnehin nicht verwunderlich. Auch für die Prostitution ist bei der herrschenden Wirtschaftsversassung kein Play.

Delikte wider die Person, insbesondere Beleidigungen und Prüge= leien, find schon häufiger; sie find meist eine Folge des Alkoholgenusses. Totschlag, Mord und ähnliche Gewalttätigkeiten sind jedoch bei der Winzigkeit der in Frage stehenden Bevölkerungsgruppe eine große Seltenheit. Übrigens sind die Kolonisten in dieser Beziehung meist auf Selbsthilfe angewiesen, da die Justig vorwiegend nach "geschäftlichen Brundfäten" handelt, wenn fie nicht überhaupt dem Laiffer=faire= Prinzip huldigt. Die Institution der Blutrache ist somit in gewisser Beise wieder aufgelebt. Bezeichnend ist der folgende Borfall, der kurz vor meiner Ankunft in Espirito Santo das große Ereignis des Tages bildete: Ein junger Deutscher, ein Caréiro, der von einem Kolonisten - beleidigt worden war, hatte diesen hinterrücks niedergeschossen. Er kam infolgedeffen ins Gefängnis. Doch wurde er bon Freunden oder Berwandten "losgekauft". Bald nachdem er wieder auf der Bildfläche erschienen war, ereilte ihn das Schicksal, und er wurde von einer Kugel niedergestreckt. Die Täter haben noch mit dem Gericht zu tun gehabt, den Fall aber auch ihrerseits mit Geld zu erledigen gewußt.

Noch mehr als im öffentlichen Leben tritt die Notwendigkeit der Selbsthilse im wirtschaftlichen Leben des Kolonisten hervor. Der Unterstützung der Nachbarn, der Bittarbeit, kann er zwar nicht entraten (Kapitel V, 4), aber im allgemeinen ist er doch ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen.

Und damit hängt wohl zusammen, daß sein Selbstgefühl sehr gewachsen ist. Den einheimischen Behörden gegenüber wagt es sich zwar nicht hervor — ein trauriges Erbteil der früheren Hörigkeit —, aber sonst tritt es deutlich zutage. Das Rassengefühl ist jedenfalls sehr lebendig. Den Lusvbrasilianer, insbesondere den Farbigen, den "Schwarzen" oder "Blauen", wie er ihn nennt, verachtet er aus tiesster Seele. Fast nie wird es zu einer Heirat zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen kommen. Ja, selbst die Gastfreundschaft wird dem Einheimischen, wenn irgend möglich, verweigert, wobei allerdings das Gefühl des Mißtrauens mit entscheidet. Aber auch dem eigenen Volksgenoffen gegenüber tritt der Rolonist selbstbewußt auf. Begen Beleidigungen ist er sehr empfindlich. Soziale Unterschiede kennt er nicht. Ein jeder, selbst der Bendist, der Pfarrer sowie auch der fremde Reisende, wird mit Sandschlag begrüßt und mit Du angeredet. Gern wird der Brundfat ausgesprochen: Gleiche Brüder, gleiche Rappen. Abstufungen der Bohlhabenheit haben im Gemeindeleben keine Bedeutung. Bei der Bahl des Kirchenvorstandes spielen Chrgeiz und Machtstreben eine ge= ringe Rolle, wie der mir bekannt gewordene Fall zeigt, daß man ein dem Trunke ziemlich stark ergebenes Gemeindemitglied gewählt hat, um es durch die neuen Pflichten auf den rechten Weg zu bringen. Aller= dings scheint bei dem Amt des Vorstandes ein kleiner Anfang von Erblichkeit hier und da schon borhanden zu fein. - Selbst das Berhältnis der Eltern zu den Kindern ist menig autoritativ. Geschlagen werden die Rinder selten. Sobald fie erwachsen sind, machen sie sich selbständig, was die wirtschaftlichen Berhältnisse immer gestatten. Über den Ungehorsam der Kinder wird in Espirito Santo manches Lied gefungen.

Man sieht also: Selbständigkeit, Unabhängigkeitssinn, Selbstgefühl haben in der neuen Umgebung eine Steigerung erfahren, eine Folge natürlich nicht der klimatischen, sondern der wirtschaftlichen und sozialen Berhältnisse. Auf diesen Komplex von Charaktereigenschaften beschränkt sich aber auch so ziemlich die umgestaltende Kraft des versänderten Milieus.

In intellektueller Beziehung hat der anfängliche Mangel an Schulen mit Ausnahme eines vorübergehenden Analphabetentums keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Denn der stark grassierende Abersglaube ist von den Großeltern überkommen. Bon ihnen hat man geslernt, krankes Bieh zu besprechen und das Heilige Abendmahl als Heils mittel für den menschlichen Organismus anzusehen. Die Gespenster und die Borboten des Todes gehören derselben Gattung an, die bei uns auf dem Lande ihren Spuk treiben. Bon dem noch hirnverbrannteren Aberglauben der Reger ist, wie es scheint, nichts übernommen lvorden.

Anderseits hat auch die Phantasie durch die Eigenart des Urwaldslebens kaum Anregung ersahren. Der Kolonist ist von sehr trockener und nüchterner Denkweise. Das verrät unter anderem die Art seines Humors, für den folgende Probe bezeichnend ist: Nach dem Essen soll man das Rauchen nicht vergessen. "Und das" steht in der Bibel.

Nach einer Seite hin freilich treibt die Einbildungskraft eigenartige Blüten: ich denke an den berüchtigten Kolonieklatsch, dessen Gegenstand natürlich häusig der Pfarrer mit seiner Familie ist. Was an phantastischen Einfällen möglich ist, zeigt z. B. das Gerücht, das sich während seiner Reise in Espirito Santo über den Verkasser dieser Zeilen verbreitete: er sei der deutsche Kronprinz, der verkleidet umherreise, und demnächst würde der Kaiser selber kommen, ihn abzusholen.

Ob hierbei der Bunsch der Bater des Gedankens gewesen ist? Ich glaube es kaum. Die Enge des geistigen Horizonts verhindert die Entstehung und Ausbildung patriotischer Borstellungen. Ein starkes Rassengefühl ist zwar, wie erwähnt, vorhanden, ist aber doch wohl nur Sache des Instinkts. Wenn sich die Kolonisten nach drei Generationen des Aufenthalts im fremden Lande noch als Deutsche fühlen, so drückt sich darin keineswegs eine Sehnsucht nach der alten Heimat oder das Bewußtsein aus, kulturell zu ihr zu gehören. Ich habe vielmehr häusig genug hören müssen, daß es sich in Brasilien, in Espirito Santo, unsendlich viel angenehmer und besser leben lasse als in Deutschland.

Man darf sich kein Hehl daraus machen, daß das, was die deutschevangelischen Kolonisten treu bei ihrer Sprache und ihrem Glauben verharren läßt, zum großen Teil die Indifferenz des Wirtsvolks und staats auf dem Gebiete des Schulwesens ist. Die geistige Enge, die auf der einen Seite für das nationale Bewußtsein keinen Raum läßt, ist anderseits — ich wage es auszusprechen — ein sestes Bollwerk des Deutschtums in Espirito Santo.

Ein Willensmoment kommt freilich hinzu: das zähe Festhalten am Althergebrachten, der konservative Sinn des germanischen Bauern. Mit derselben Beharrungskraft behauptet sich ja auch die Gemeindesorganisation und erben sich selbst überlebte Sitten und Gebräuche als ewige Krankheit fort.

Das herrliche Gegenstück dazu ist die Tatsache, daß der Arbeits- wille der Bevölkerung, die Tatkrast auf wirtschaftlichem Gebiete gleich- salls die alte Stärke bewahrt hat. Höchstens im seuchtwarmen Klima des Tieslandes beginnt er zu erlahmen. Daß der eigentliche Erwerbs- trieb sich unter der herrschenden Wirtschaftsversassung nicht hat ent- wickeln können, will demgegenüber nichts besagen.

Alles in einem: Der deutsche Urwaldbauer von Espirito Santo steht vor uns als ein Bild markiger Kraft inmitten eines schwächlichen

141

und entarteten Geschlechts. Im Laufe von drei Generationen hat ihn weder das milde Klima verweichlicht und entnervt, noch die Mühsal des Urwaldlebens verkümmern lassen. Sher gestählt ist er aus dem Kampf ums Dasein hervorgegangen. Noch bewahrt er neben den kleinen Schwächen und neben manchen großen Fehlern auch alle herrlichen Tugenden des Germanen: die Stetigkeit und Zähigkeit, die Treue und Keuschheit, die Frömmigkeit und Redlichkeit, den Unabhängigkeitssinn und den Stolz. So steht er da als weitvorgeschobener Wachtposten zwar nicht der politischen Herrichast Deutschlands, aber deutschen Wesens und deutscher Kultur! — ohne freilich von der Größe und Macht des Reiches und von der Herrlichkeit und dem Glanze deutscher Geistesslichvernetwas zu ahnen.

Tabellen.

Temperatur im Jahre 1912 in °C.

m ° C. Santa Leopoldina.

	Juni .	6 p. m.	191111888888888888888888888888888888888	19
		2 p. m.	88888888888888888888888888888888888	55
		6 a. m.	13554335555355555555555545555555555	16
		6 р. т.	111886666666666666666666666666666666666	
	Mai	2 p. m.	\$2222222222222222222222222222222222222	53
		6 a. m.	7.11 16.72 10.72 10.72 10.73 10.	17
	April	6 p. m.	44444868888888888888888888888888888888	25
: a		2 p. m.	288822484884884884884884884884188 2 884	24
zeopolotna.		6 a. m.	888111888811118888111188881111888811118888	<u>8</u>
		6 p. m.	%%2%2%2%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%%	33
n i i i c	März	2 p. m.	824888888888888888888888888888888888888	25
ע		6 a. m.	280 280 280 280 280 280 280 280 280 280	19
		6 p. m.	858888888888888888888888888888888888888	25
	Februar	2 p. m.	\$	22
	0,0	6 a. m.	822828288288828882888888888888888888888	- 50
	***************************************	6 p. m.	84488881188888841888811488848888888888	5 1
7 211	Januar	2 p. m. 6	4884488888888888888888888888888888888	25.
21120 n 3		6 a. m.	\$\$\$4\$\$4\$\$6\$6\$5\$2\$22555555555555555555555	ร
`	į		18x4rorx0011824755750828284882888	_

₩
0
↔
⋍
,9
ಌ
こ

# # # # # # # # # # # # # # # # # # #	6 p. m.	8228888888888888888888888888888888888	23
Dezember	a. m. 2 p. m. 6 p. m	2012 109 2012 2012 2012 2012 2012 2012 2	27
ļ 	6 a. m.	21 20 21 22 22 23 24/2 26 27/2 27/2 20 20 20 20 20 20 20 20 20 2	19
<u> </u>	6 p. m.	- 1	24
Rovember	2 p. m.	28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 2	53
2	6 a. m.	210882532323232333333333333333333333333333	07
	6 p. m.	222888888888888888888888888888888888888	50
Oftober	2 p. m.	068 0188 000 000 000 000 000 000 000 000 00	23
	6 a. m.	17. 19. 19. 19. 19. 19. 19. 19. 19. 19. 19	18
, e	6 р. т	16222277558222225667785989897678	18
September	2 p. m.	1888222888820868888888448888418888881 188888888888888	55
ဖ	6 a. m.	82.44.21 84.45.77.74.47.77.75.88.88.88.89.99.00.00.00.00.00.00.00.00.00.00.00.00	15
	6 p. m.	168888888888888888888888888888888888888	19
August	2 p. m.	L55882222222222222222222222222222222222	23
	6 a. m.	#4####################################	15
	6 p. m.	282886882228822288288888888888888888888	18
Buli	2 p. m.	282228888888888888888888888888888888888	21
	6 a. m.	8857325747411183119334413344495555	14
© d	prifte	- 00x4r9cx0113x473112588888888888888888888888888888888888	

145

Cemperatur im Jahre 1913 in ° C. Santa Leopoldina.

	6 p. m.	20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 2	19
Juni	2 p. m	\$	55
	6 a. m.	2412887188997238337238933339141	16
	6 p. m.	888888888888888888888888888888888888888	21
Mai	2 p. m.	38 322888388838838883888888888888888888	24
	6 a. m.	20 20 177 177 188 188 187 188 188 189 189 181 181 181 181 181 181	91
	6 p. m.	888888888888888888888888888888888888888	23
April	2 p. m.	### ### ### ### ### ### ### ### ### ##	98
	6 a. m.	10322363636363636363636363636363636363636	19
	6 p. m.	~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~~	25
März	2 p. m.	311/2 32 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28	30
	6 a. m.	217777788888888888888888888888888888888	19
	6 p. m.	\$	24
Februar	2 p. m.	$\begin{array}{c} 1 & 1 & 3 & 11 \\ & 3 & 11 \\ & 3 & 11 \\ & 3 & 21 $	87.
	6 a. m.	$\begin{array}{c} 237\\ 119\\ 122\\ 123\\ 123\\ 123\\ 123\\ 123\\ 123\\ 123$	19
١	6 p. m.	\$	25
Januar	2 p. m.	\$2228888888888888888888888888888888888	88
	6 а. т.	22 22 22 23 24 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25	21
l		122440212841211284232333423223328	

(Fortfehung.)

	er	6 p. m.	19	19	17	13	8	55	55	223	3	92 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20 20	3 8	3	3	3	3	33	56	24	83	21	21	42	3	25	83	24	21	8	83	24	25	82
	Dezember	2 p. m	26	24	21	24	53	22	80	828	3 2		25	4 7 8	% t	3	ဓ္ဌ	53	80	31	22	24	22	22	န္တ	31	56	53	83	24	27	82	30	22
	G	6 a. m.	16	81	13	16	17	8	19	<u>8</u> ;	<u>.</u>	<u>x</u>	₹:	76	38	77.7	51	33	8	24	33	8	20	21	23	21	2	21	22	20	19	8	19	50
	Rovember	6 p. m.	23	22	20	19	21	33	20	818	77	75	7 2	7.5	3 8	8	56	33	5 6	22	83	3	19	19	33	24	92	25	55	55	27	71	1	53
		2 p. m.	28	88	25	55	53	56	24	82	97	7 0	000	92	3 8	22.5	35	31	35	 63 65	 	35	33	83	82	ಽಽ	 55	 08	 82	56	24	22	1	22
		6 a. m.	81	202	21	81	18	50	21	17	4:	<u> </u>	G ;		<u>.</u>	61	19	20	$17^{1/2}$	21	20	55	28	16	12	8	21	25	55	20	19	 02	-	19
	Oftober	6 p. m.	22	$22^{1/2}$	55	22	03	20	83	217	ر 201/2	27,72	3 8	83	47.	3	- 56	- - - - - - - - - - - - - - - - - - -	8	<u>∞</u>	3	17	16	12	8	8	24	54	93	53	8	19	21	21
		2 p. m.	- 88	87	- 56	22	55	25	2/1/2	92	92	7 6	20.0		31	2/.10	اعر	$31^{1/2}$	83	 53	19	8	55	55	22	53	စ္တ	$32^{1/2}$	$32^{1/2}$	22	19	;	24	22
7.0		6 a. m.	19	19	18		- 20	 81	19	25	<u></u>	- F	20-/2	38	 ≳:	17.	251/2	221/2	55	19	$16^{1/2}$	15	10	11	=	16	16	$17^{1/2}$	19	19	55	61	18	18
2	September	6 p. m.	20	20	20	8	20	17	<u>∞</u>	16		775	2 6	38	38	25.	33	33	55	33	55		18	20	20	55	20	33	24	21	18	20	-	50
		2 p. m.	26	25	55	25	55	16	19	19	47.5	988	07 0	7 7	3 8	97	 87	83	52	52	22	55	53	33	:3 :3	22	33	08 08	91 10	55	71	 	1	25
		6 a. m.	16	14	17	14	17	17	15	16	G;	17	o;	4.	9 5	7.0	20	19	$20^{1/2}$	20	2	19	16	17	17	16	 20 18 18	19	12	$20^{1/2}$	8	19	1	17
		6 p. m.	19	20	19	<u>∞</u>	19	19	17	17	6. S	77	9	20,5	20.5	ر ا	16	19	19	19	೫	21	21	21	21	21	5	17	18	20	16	17	18	19
	August	2 p. m.	24	22	53	55	53	24	33	:33 :33 :43 :43 :43 :43 :43 :43 :43 :43	4 7.5	25	2 5	7 2	77.7	47	33	21	19	53	R	56	- 97	56	56	56	13	18	53	24	8		25	23
	δ.	6 a. m.	12	15	16	15	13	13	13	E	<u> </u>	91	_ ;	= :	<u> </u>	77	12	<u>က</u>	17		16	<u>∞</u>	17	13	<u>8</u>	13	<u></u>	14	15	15	16	<u>က</u>	10	15
		6 p. m.	17	81	16	18	19	ಜ	<u>18</u>	17	<u>.</u>	2 6	3 2	77	<u>.</u>	x	 	20	8	21	19	19	19	ಜ	22	21	21	21	17	8	8	61	19	19
	Zuľi	2 p. m.	22	1	21	51	51	53	53	83	3	4,8	9 8	98	7.5	3	33	24	25	55	55	24	55	 &	33	55	33	24	<u> </u>	<u></u>	21	. 77	24	- 83
2		6 a. m.	15	12	13	15	15	15	<u> </u>	15	4;	ਹ <u>ਜ</u>	3 ;	ન :		_	$16^{1/2}$	14	15	14	14	 E2	5	16	19	16	14	12	18	19	19	4:	15	15
		_		2	ಯ	4	ಸ	9	2	∞ ¢	<u>.</u>	3:	1 .	77	<u>n</u> ;	14		16	17	<u>8</u>	19	8	21	55	eg eg	75	25	92	22	83	65	္က	 	—

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-57455-1 | Generated on 2025-10-30 22:53:18 OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

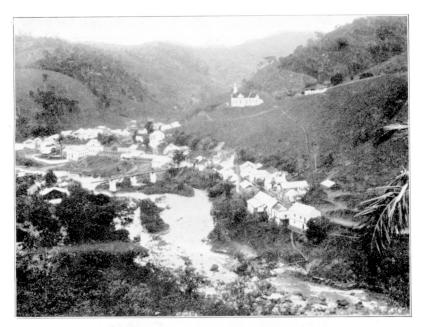
	Bintecinco de Julho						
V. Geburten.	Santa Maria	:					
	Santa Joanna Santa Maria						
	Santa Cru3						
	Ralifornien						12 7 14
	Jequitibá				1 1	32	
	Santa Leopoldina		28.48422	309	65 127 127 148 152 165 152 163 167 171	1376	125 103 61 81 83 68
	Campinho	73	84 88 1 1 4 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2 2	218	22 23 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25 25	262	42 88 62 41 33 32
Tabelle V.	Jahr	Bis 1860	1861 1863 1864 1864 1865 1866 1867 1869 1870		1872 1873 1873 1874 1875 1876 1877 1879 1879		1881 1882 1883 1884 1885 1885

					2502
				87 68 65 82 82 64 67 67 450	94 639
				35 17 17 17 17 28 25 37 48 48 51 60	103
		11111	116		364
14 19 17 25	121	28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 2	489	71 66 63 69 75 78 79 83 734	102
1111	1041	131 128 104 163 164 140 156 156 157 200	1497	169 183 157 123 139 125 125 119 94 107	4141
81 74 87	852	%23 48 88888	758	51 54 54 55 69 69 69 69 69 71 71 89 44	48
83 43 43	392	88 84 64 4 4 4 55	459	25 66 68 88 88 88 87 88 87 87 87 88 88 88 88 88	67
1887 1888 1889 1890		1891 1893 1894 1894 1896 1896 1899 1900		1901 1902 1903 1904 1905 1906 1908 1909 1910	1912

¹ Laufende Rummer des Registers; die Summe obiger Zahlen ist: 3883; offenbar sind aber im Rirchenbuch einige Eintragungen unterblieben.

Seapolbina Ralifornien Canta Cruz Canta Yoanna Canta Maria 6 6 13 4 13 13 13 14 13 14 13 14 13 14 13 14 14 13 14 14 13 14
1
-
2
44
17

	_	_	_		
				503	
				4 12 12 14 19 63 63 63 16	-
				3 3 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6 6	-
				449 49 56	-
2 2 1	15	4 9 6 10 8 8 8 8 11 11 11 11 11 11 11 11 11 11 1	74	13 12 12 13 13 11 11 12 12 13 14 137 137	-
20 37 43 27	208	28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 28 2	251	308 308 308 308 308 308 308 308	-
15 20 18	145	20 113 114 117 118 118 118 118	191	4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4 4	-
8 20 10 5	94	11 12 12 12 13 11 11 17	102	21 112 14 14 11 11 15 12 12 12 12 13 14 14 14 14 16 16 17 17 18 18 18 18 18 18 18 18 18 18 18 18 18	-
. 1887 1888 1889 1890		1892 1893 1894 1895 1895 1896 1898 1899 1900		1901 1903 1904 1905 1906 1906 1907 1909 1910 1911	•



Porto do Cachoeiro am Santa Maria.



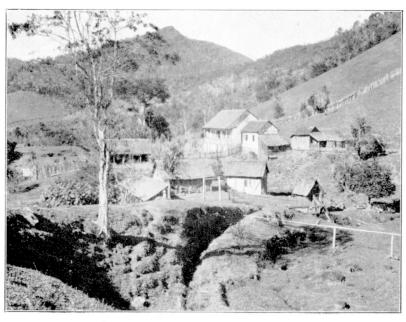
Bende in Soido. Eppische Landichaft bes Bochlands.

Schriften 147. V.

Im Santa Joanna. Tupische Landichet Landische Landichet des Lieflands.

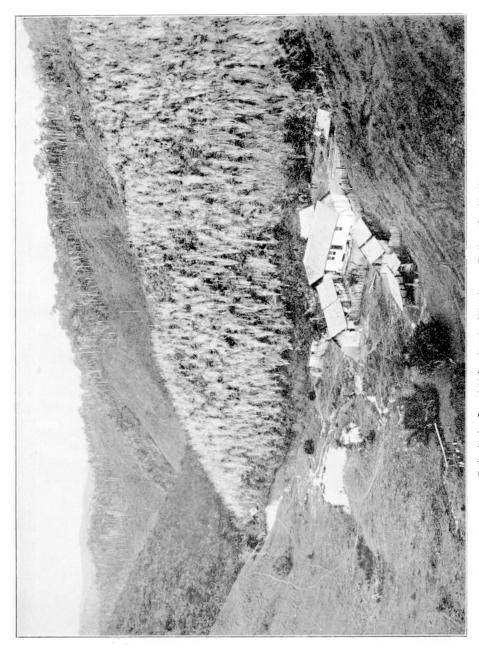


Reu angelegte Rolonie am Guandú (Tiefland).

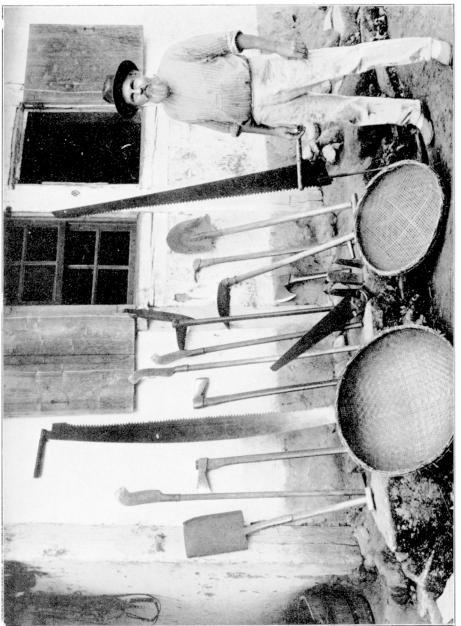


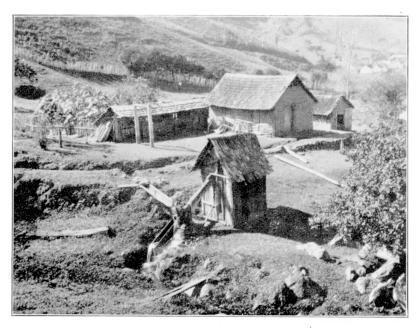
Alltere Rolonie in Campinho (Sochland).

3wölf Jabre alte Anfiedlung am Santa Joanna (Siefland).



Kolonie in Zequitibá mit überständigem Kaffee (Bochland).





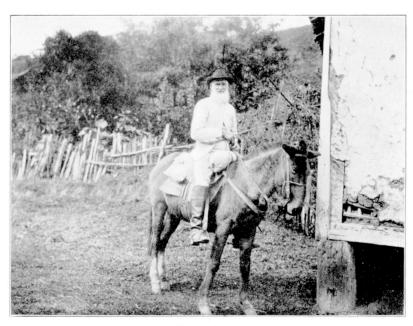
Birtschaftsgebäude eines Rolonistenhofes. 3m Vordergrunde eine Mascholle (außer Betrieb).



Saus im Bau.



Drei Unfiedler-Generationen.



Vater Tesch, Kolonist und Küster der Gemeinde Campinho, 75 Jahre alt.



Während der Predigt.



Campinho.

